

Collection Verne.



Mistress Branican,  
Band 2.

Authentische Ausgabe.

A. Hartleben's Verlag.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

# COLLECTION VERNE.

Erscheint in abgeschlossenen Bänden von 16 bis 25 Druckbogen Inhalt, mit Titelbild, elegant ausgestattet, in illustrierten Umschlägen. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Preis des Bandes geheftet 75 Pf. = 50 Kr. = 1 Fr. = 50 Kop.

In elegantem Leinenbände 1 M. = 65 Kr. = 1 Fr. 35 Qts. = 65 Kop.

Selten hat wohl ein Autor eine so weite Verbreitung und solch nachhaltigen Erfolg errungen, als der geniale naturwissenschaftliche Romantiker **Julius Verne**. Jung und Alt verfolgt mit gleicher Spannung jedes neue Werk seiner unerschöpflichen Phantasie und seines gediegenen Wissens, da sich in jedem ein weites und hochinteressantes Gebiet neuer Kenntnisse erschließt. **Julius Verne's** unerreichtes Talent zeigt sich in allen seinen Werken in dem glänzendsten Lichte und es gibt keinen zweiten Autor, aus dessen Schriften man so leicht belehrt, so angenehm unterhalten werden kann.

Um diesen wahrhaft classischen Werken ihre verdiente Verbreitung in den weitesten Kreisen zu sichern, haben wir diese neue

## →: Collection Verne ←:

veranstaltet, welche durch ihre beispiellose Wohlfeilheit Jedermann die Anschaffung ermöglicht.

**Vorräthig in allen Buchhandlungen.**

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.



A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

## COLLECTION VERNE.

Autorisirte Ausgabe.

1. Band. Von der Erde zum Mond. Directe Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten.
2. Band. Reise um den Mond.
3. Band. Reise um die Erde in 80 Tagen.
4. Band. Reise nach dem Mittelpunkt der Erde.
5. Band. Fünf Wochen im Ballon.
6. und 7. Band. Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer. 2 Bände.
8. Band. Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika.
9. und 10. Band. Abenteuer des Kapitän Satteras. 2 Bände.
- 11., 12. und 13. Band. Die Kinder des Kapitän Grant. Reise um die Erde. 3 Bände.
- 14., 15. und 16. Band. Die geheimnißvolle Insel. 3 Bände.
17. und 18. Band. Das Land der Pelze. 2 Bände.
19. Band. Eine schwimmende Stadt. Die Blokade-Brecher.
20. Band. Eine Idee des Dr. Ox. Meister Zacharius. Ein Drama in den Lüften. Eine Ueberwinterung im Eise. Eine Mont Blanc-Besteigung.
21. Band. Der Chancellor. Tagebuch des Passagiers J. K. Kazallon.
22. und 23. Band. Der Courier des Czar (Michael Strogoff). 2 Bände.

Jeder Band enthält 16 bis 25 Bogen Text, mit Titelbild.

Preis des Bandes geh. nur 75 Pf. = 50 Kr. = 1 Fr. = 50 Kop.

In eleg. Leinenbände 1 M. = 65 Kr. = 1 Fr. 35 Cts. = 65 Kop.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

## COLLECTION VERNE.

Autorisirte Ausgabe.

24. Band. **Schwarz-Indien.**  
25. und 26. Band. **Reise durch die Sonnenwelt.** 2 Bände.  
27. und 28. Band. **Ein Kapitän von 15 Jahren.** 2 Bände.  
29. und 30. Band. **Die Entdeckung der Erde.** 2 Bände.  
31. Band. **Die fünfhundert Millionen der Begum.**  
32. Band. **Die Leiden eines Chinesen in China.**  
33. und 34. Band. **Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts.** 2 Bände.  
35. und 36. Band. **Das Dampfhaus.** 2 Bände.  
37. und 38. Band. **Der Triumph des 19. Jahrhunderts.**  
2 Bände.  
39. und 40. Band. **Die Jangada. Achtehundert Meilen auf dem Amazonasstrom.** 2 Bände.  
41. Band. **Die Schule der Robinsons.**  
42. Band. **Der Grüne Strafl.**  
43. und 44. Band. **Keraban der Starrkopf.** 2 Bände.  
45. Band. **Der Südstern oder das Land der Diamanten.**  
46. Band. **Der Archipel in Flammen.**  
47., 48. und 49. Band. **Matthias Sandorf.** 3 Bände.  
50. Band. **Kobur der Sieger.**  
51. Band. **Ein Lotterie-Los.**  
52. und 53. Band. **Nord gegen Süd.** 2 Bände.  
54. und 55. Band. **Zwei Jahre Ferien.** 2 Bände.  
56. Band. **Kein Durcheinander.**  
57. und 58. Band. **Die Familie ohne Namen.** 2 Bände.  
59. und 60. Band. **Mistress Branican.**

Jeder Band enthält 16 bis 25 Bogen Text, mit Titelbild.

Preis des Bandes geh. nur 75 Pf. = 50 Kr. = 1 Fr. = 50 Kop.

In eleg. Leinenband 1 M. = 65 Kr. = 1 Fr. 35 Cts. = 65 Kop.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.



Literarische Geschichte  
von Morriani.

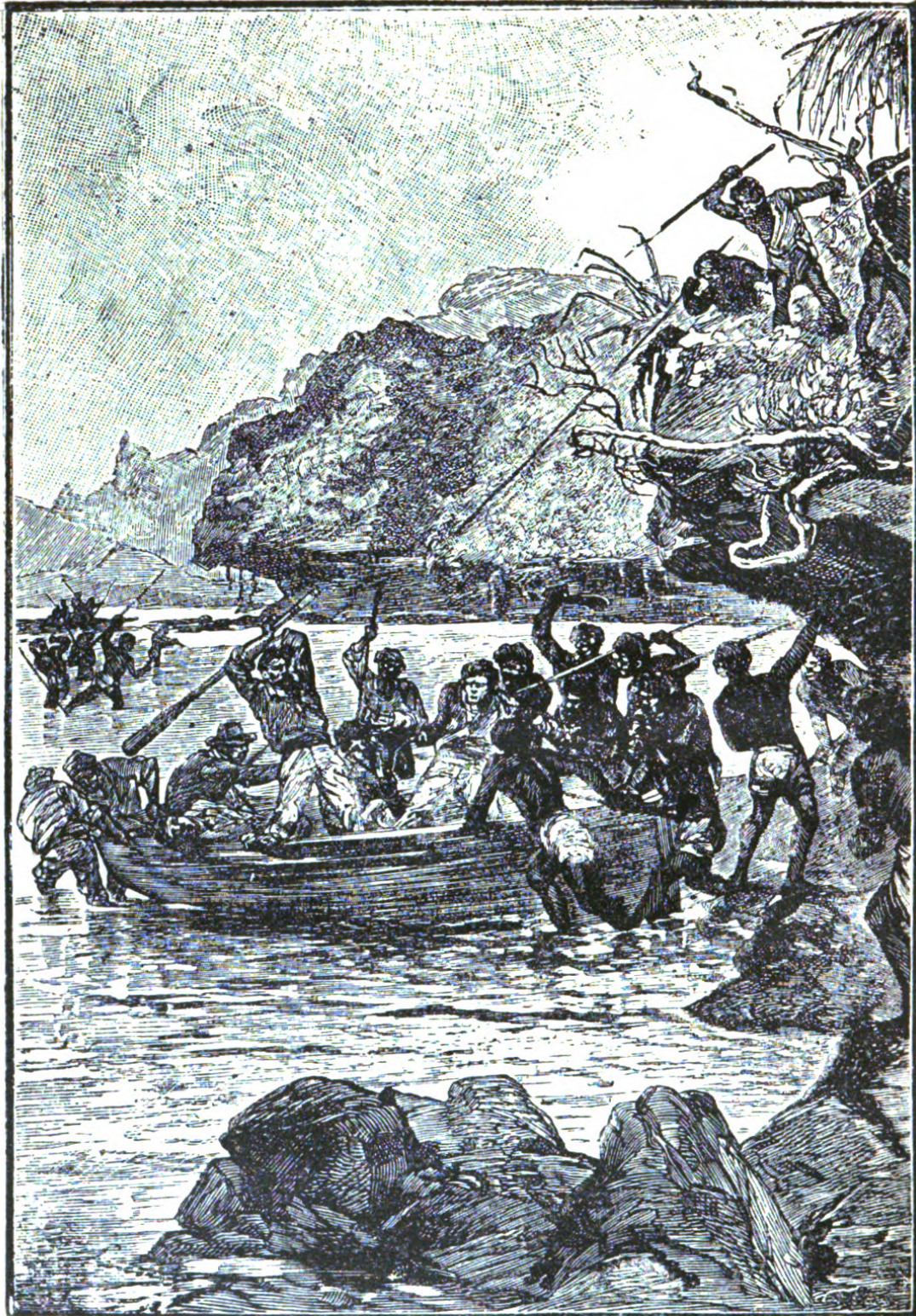
✓ 757  
757

# Mistress Branican.

Zweiter Band.

General Library System  
University of Wisconsin - Madison  
727 State Street  
Madison, WI 53706-1494





Der Capitän John wurde von den Eingeborenen angegriffen.  
(Seite 156.)



Collection Verne. Band 60.

---

# Mistress Branican.

Von

Julius Verne.

---

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.



Wien. Pest. Leipzig.  
A. Hartleben's Verlag.

(Alle Rechte vorbehalten.)

General Library System  
University of Wisconsin - Madison  
728 State Street  
Madison, WI 53706-1494  
U.S.A.

*R. u. I. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.*



Mem  
PQ  
2469  
MS715  
18702  
V. 2

7352560

## I.

### Auf dem Schiffe.

Von dem Tage an, wo Lesseps den Isthmus von Suez durchbrach, konnte Afrika mit Recht eine Insel genannt werden; desgleichen wird man auch nach dem Durchstechen des Panamacanals von einer südamerikanischen und nordamerikanischen Insel sprechen, denn diese zwei ungeheuren Länder werden von allen Seiten von Wasser umgeben sein. Aber da sie wegen ihrer Ausdehnung immer Continente genannt werden, so ist es auch ganz logisch, diesen Namen Australien oder Neuholland beizulegen. Dieser Continent hat in seiner größten Länge von Osten nach Westen 3900 Kilometer und in seiner größten Breite von Norden nach Süden 3200 Kilometer. Dies ergibt nun einen Flächeninhalt von 4,830.000 Quadratkilometer, also sieben Neuntel von Europa. Australien wird nach den neuesten Karten in sieben Provinzen getheilt: Im Osten, dem bevölkerlichsten Theile, Queensland mit der Hauptstadt Brisbane, Neu-Südwaless mit der Hauptstadt Sydney, Victoria mit der Hauptstadt Melbourne.

In der Mitte Nordaustralien und Alexandria-land ohne Hauptstadt, Südaustralien mit der Hauptstadt Adelaide.

Im Westen Westaustralien mit der Hauptstadt Perth. Wir müssen noch hinzufügen, daß die Australier einen Bundesstaat zu gründen suchen, „die Republik Australien“, welche die englische Regierung zu verhindern sucht; aber es wird einst der Tag kommen, wo doch die Trennung eintreten wird.

Wir werden bald sehen, in welcher gefährliche und wenig bekannte Provinzen Mrs. Branican die Expedition unternahm, um Capitän John wiederzufinden und ihn dem Stamme zu entreißen, der ihn seit neun Jahren gefangen hielt. Konnten die Indas ihn nicht nach der Entweichung Harry Felton's erschlagen haben? Mrs. Branican hatte die Absicht, von Sydney sobald als möglich aufzubrechen, und sie konnte dabei auf die Ergebenheit, die Einsicht und die reichen Erfahrungen Zach Fren's rechnen. Auf einer Karte von Australien wurde nun mit großer Genauigkeit der Weg festgesetzt, welchen die neue Unternehmung einschlagen sollte, und es wurden folgende Punkte bestimmt:

1. Eine Karawane wird auf Kosten der Mrs. Branican mit den besten Erforschungs- und Bertheidigungsmitteln und überhaupt in allen Richtungen hin derart ausgerüstet, um einer Reise durch Centralaustralien gewachsen zu sein.

2. Diese Karawane bricht in kurzer Zeit auf und begiebt sich auf den schnellsten Wegen zu Wasser oder zu Land bis zu dem Punkte, welcher den Verkehr zwischen Centralaustralien und der Küste vermittelt.

Zuerst wurde beschlossen, die nordwestliche Küste zu besuchen, d. h. die Stelle von Tasman, wo



die Schiffbrüchigen des „Franklin“ gelandet waren. Aber dieser Umweg hätte einen zu großen Zeitverlust herbeigeführt. Im Ganzen genommen würde man nicht mit größerer Sicherheit den Nomadenstamm finden, welcher Alexandrialand ebenso durchzog, wie Westaustralien.

Man zog nun die Richtung in Erwägung, welche Harry Felton bei seiner Wanderung durch Centralaustralien einschlug. Wenn man auch diesen Weg nicht genau kannte, so wurde er wenigstens durch die Stelle angedeutet, wo der Unglückliche gefunden wurde; nämlich die Ufer des Barru an der Grenze von Queensland und Neu-Südwaless, im Nordwesten dieser Provinz.

Seit dem Jahre 1770, wo der Capitän Cook Neu-Südwaless entdeckte und im Namen des Königs von England in Besitz nahm, entwickelte sich der östliche Theil desselben ungemein. Nichts fehlte, was zu der Größe und dem Reichthume eines Landes gehört: Straßen, Canäle, Eisenbahnen, Postverbindungen zu Wasser und zu Lande zwischen den einzelnen Städten und Provinzen.

Da nun Mrs. Branican in Sydney, dieser reichen Stadt, Alles fand, was zur Ausrüstung einer Karawane nothwendig war, so ließ sie sich durch die Vermittlung des M. William Andrew einen Credit bei der Australischen Bank eröffnen. So konnte sie denn jetzt leicht Leute anwerben, Karren, Wagen, Reit-, Zug- und Saumthiere, kurz Alles kaufen, was für eine Expedition in Australien zu einer Reise von ungefähr 2000 Meilen nothwendig war. Aber sollte Sydney als Ausgangspunkt der Expedition genommen werden?

Nach der Meinung des amerikanischen Consuls, der mit der Geographie von Australien sehr vertraut

war, paßte Adelaide, die Hauptstadt von Südastralien, besser als Basis der Operation.

Da die telegraphischen Verbindungen von dieser Stadt bis in den Golf von Van-Diemen gingen, also von Norden nach Süden, und auch ein Schienenstrang dahin führte, so würden die Reisenden die entlegensten Gegenden viel rascher erreichen können. Welchen Weg sollte nun Mrs. Branican von Sydney nach Adelaide einschlagen? Wenn eine ununterbrochene Bahn vorhanden gewesen wäre, so hätte kein Zweifel obgewaltet. Aber die Eisenbahn, welche den Murray an der Grenze der Provinz Victoria übersezt, geht über Benalla nach Melbourne, und zweigt von hier nach Adelaide ab, aber sie geht nicht über die Station Horsham hinaus, und von dort aus sind nur sehr schlechte Communicationsmittel.

So beschloß denn Mrs. Branican, nach Adelaide auf dem Meere zu fahren. Dies beanspruchte nur vier Tage, und wenn man die 48 Stunden dazurechnet, welche die Postschiffe in Melbourne verbringen, so war sie in sechs Tagen in der Hauptstadt von Südastralien. Das Postschiff „Brisbane“ würde am Morgen des 27. August in Adelaide anlangen.

Sie ließ zwei Cabinen reserviren, und that die nöthigen Schritte, damit der Credit, welcher ihr von der Bank in Sydney eröffnet wurde, auf die von Adelaide übertragen werde.

Mrs. Branican dachte in dem Hotel, wo sie eine Wohnung genommen hatte, nur an John, von dem sie wußte, daß er lebte, und den sie retten werde. Zach Fren, welcher einjah, daß es besser sei, die Frau jetzt allein zu lassen, wollte einen Weg durch die Straßen von Sydney machen, um sich die Stadt anzusehen.

Zuerst aber — und das konnte bei einem Seemann nicht in Verwunderung setzen — wollte er den „Brisbane“ besuchen, um sich zu versichern, daß Mrs. Branican gut aufgehoben sei. Das Schiff war ganz darnach gebaut, um den Anforderungen als Küstendampfer zu genügen. Als er die bestellte Cabine zu sehen wünschte, so führte ihn ein junger Matrose hinein, dem er noch einige Anordnungen gab, um sie noch bequemer zu machen. In dem Augenblicke, als er das Schiff verlassen wollte, trat der Knabe auf ihn zu und fragte ihn mit bewegter Stimme:

„Ist es ganz sicher, daß Mrs. Branican sich morgen nach Adelaide einschiffen wird?“

„Ja, morgen,“ erwiderte Zach Fren.

„Auf dem „Brisbane?““

„Ja!“

„Möchte sie doch den Capitän John finden!“

„Wir werden unser Bestes thun.“

„Davon bin ich überzeugt.“

„Du bist auf dem Brisbane?“

„Ja!“

„Also auf Wiedersehen, mein Junge!“

Die letzten Stunden, welche Zach Fren in Sydney zubrachte, verwendete er zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten, denn diese älteste Hauptstadt Australiens verdient wegen ihres Reichthums an Schönheiten und ihrer prächtigen Lage den Ruf, welchen sie hat.

Am Abend des folgenden Tages begaben sich Mrs. Branican und Zach Fren an Bord des Schiffes. In der ersten Stunde blieb Dolly auf der Brücke des Hintertheiles und sah träumerisch auf die Küste hinüber. In diesen Continent mußte sie also vordringen, welchem John nicht hatte entrinnen können.



Seit vierzehn Jahren waren sie getrennt!

„Vierzehn Jahre,“ murmelte sie.

Dann stieg sie in ihre Kajüte hinab und legte sich nieder. Am folgenden Tage war sie schon frühzeitig an Bord, und auch Zach Fren befand sich schon oben. In diesem Augenblicke näherte sich ein Matrose schüchtern der Mrs. Branican und fragte sie im Namen des Capitäns, ob sie nicht etwas bedürfe.

„Nein, liebes Kind,“ erwiderte Dolly.

„Ei, das ist ja der Bursche, der mir gestern die Kajüte gezeigt hat,“ sagte Zach Fren.

„Ja, Herr, ich bin es.“

„Wie heißt Du?“

„Ich heiße Godfrey.“

„Nun, Godfrey, jetzt weißt Du es wohl bestimmt, daß Mrs. Branican auf Deinem Schiffe ist . . . und ich glaube, es wird Dich auch freuen.“

„Ja, Herr, wie uns Alle an Bord. Ja! Wir beten Alle, daß das Unternehmen der Mrs. Branican gelinge, daß sie den Capitän John auffinden möge.“

Indem Godfrey so sprach, sah er sie mit so viel Achtung und Begeisterung an, daß Dolly ganz gerührt war. Die Stimme dieses Schiffsjungen kam ihr bekannt vor.

„Mein Kind, hast Du mich nicht an der Thür des Spitals in Sydney gesprochen?“

„Das war ich.“

„Du hast mich gefragt, ob der Capitän John noch lebe?“

„Ja.“

„Du gehörst also zu diesem Schiffe?“

„Ja . . . Seit einem Jahre. Aber, so Gott will, werde ich es bald verlassen.“

Ohne Zweifel wollte er oder wagte er nichts mehr zu sagen, und zog sich zurück, um dem Capitän zu melden, daß Mrs. Branican keinen Wunsch habe.

„Dieser Junge scheint Seemannsblut in seinen Adern zu haben,“ bemerkte Zach Fren. „Das zeigt schon sein ganzes Aussehen . . . Dieser freie, klare, entschlossene Blick . . . Seine Stimme ist zu gleicher Zeit sanft und entschlossen.“

„Seine Stimme!“ murmelte Dolly.

Es schien ihr, als wenn sie John sprechen hörte, nur war das Organ ein wenig weicher. Aber noch mehr: Diese Züge erinnerten sie an John . . . an John, als er noch nicht 30 Jahre alt war, und der „Franklin“ ihn für so lange Zeit von ihr entführte.

„Sie sehen, Mrs. Branican,“ sagte Zach Fren, indem er sich seine großen Hände rieb, „Engländer und Amerikaner, die ganze Welt bringt Ihnen Sympathie entgegen . . . Sie werden in Australien dieselbe Verehrung finden, wie in Amerika . . . Jeder hat denselben Wunsch, wie dieser junge Engländer.“

„Ist es ein Engländer?“ fragte sich Mrs. Branican tief gerührt.

Da das Meer sehr ruhig war, so hatten sie an diesem Tage eine herrliche Fahrt, so daß Dolly das Verdeck fast gar nicht verließ. Die übrigen Passagiere brachten ihr ein außerordentliches Interesse entgegen und wetteiferten, ihr Gesellschaft zu leisten. Sie wünschten diese Frau zu sehen, deren Unglück so viel Theilnahme erweckt, und die nicht aufhörte, so vielen Gefahren zu trotzen, so vielen Strapazen die Stirne zu bieten, nur um ihren Gatten zu retten, wenn die Vorsehung ihn noch am Leben ließ. Uebrigens hätte dies Niemand bezweifelt. Wie hätte man auch nicht ihre Zuversicht

theilen können, wenn sie von ihren Plänen sprach, wenn ihr Auge aufleuchtete und sie mit voller Zuversicht hoffte, ihren Gatten zu retten.

Je länger die Ueberfahrt dauerte, desto weniger konnte sie ihre Blicke von Godfrey abwenden. Sein Gesicht, sein Gang, seine Haltung, Alles zog sie zu ihm. Dolly konnte Zach Fren nicht verbergen, daß sie zwischen John und Godfrey eine auffallende Aehnlichkeit finde. Auch Zach Fren sah mit großer Unruhe, welcher tiefen Eindruck diese zufällige Aehnlichkeit auf sie machte, und er fürchtete nicht ohne Grund, daß sie sich zu sehr an ihr verlorenes Kind erinnerte.

Doch Godfrey war nicht mehr in ihre Nähe gekommen, weil sein Dienst ihn stets auf dem Vordertheile des Schiffes beschäftigte, und das Hinterdeck ausschließlich den Reisenden der ersten Classe zur Verfügung stand. Aber aus der Ferne hatten sich ihre Blicke schon oft begegnet, und Dolly wollte ihn rufen . . . Ja! Godfrey wäre auf das geringste Zeichen sofort herbeigeeilt . . . Dolly gab dieses Zeichen nicht, und Godfrey kam nicht. Als Zach Fren an jenem Abend Mrs. Branican in die Kajüte hinabführte, sagte sie zu ihm:

„Zach, ich muß wissen, wer dieser junge Matrose ist . . . aus welcher Familie er stammt . . . seinen Geburtsort . . . Vielleicht ist er kein Engländer . . .“

„Das ist möglich, Mistreß, antwortete Zach Fren. Er kann auch ein Amerikaner sein. Wenn Sie es wünschen, so kann ich bei dem Capitän Erkundigungen einziehen . . .“

„Nein, nein, Zach, ich werde Godfrey selbst fragen.“

Dann hörte er, wie sie leise sagte:

„Mein Kind, mein armer kleiner Wat, wäre jetzt gerade so alt!“

„Das fürchtete ich eben,“ sagte Zach Fren zu sich, indem er seine Kajüte aufsuchte.

Am folgenden Tage, den 22. August, fuhr man an der Küste von Gippland entlang, eine der hauptsächlichsten Provinzen der Colonie Victoria. Dann schlug das Schiff eine südöstliche Richtung ein und fuhr um das Cap Wilson herum, dem äußersten Vorsprung des Continentes gegen Süden. Hier war die Küste weniger reich an Baien, Häfen und Caps.

Mrs. Branican verließ zeitlich früh ihre Cabine und nahm ihren gewohnten Platz auf dem Hinterdeck ein; Zach Fren setzte sich neben sie und bemerkte, daß sie verändert war. Sie starrte in die Ferne, war nachdenklich und antwortete kaum auf die Fragen Zach Fren's. Die Hauptsache war, daß Dolly die eigenthümliche Aehnlichkeit Godfren's mit John vergessen habe, daß sie nicht mehr daran denke, ihn wieder zu sehen, ihn zu fragen. Es war möglich, daß sie darauf verzichtet hatte, daß ihre Gedanken eine andere Richtung eingeschlagen hatten, denn sie ersuchte Zach Fren nicht, ihr den jungen Mann herbeizurufen, der auf dem Berdecke zu thun hatte.

Nach dem Dejeuner ging sie in ihre Kajüte hinab und kam erst in der vierten Stunde des Nachmittags wieder auf das Berdeck. Jetzt fuhr eben das Schiff mit vollem Dampfe gegen die Meerenge von Bassé, welche Australien von Tasmanien oder Van-Diemensland trennt, und passirte dieselbe während der Nacht.



## II.

### Godfrey.

Der „Brisbane“ durchschnitt die Meerenge von Bassé. Im August dauert der Tag in jenen Breiten nur bis 5 Uhr und der Mond, der hinter den Wolken verschwand, verhinderte jeden Ausblick auf die Küsten des Continentes.

Am 23. August befand sich der „Brisbane“ am Eingange der Bai von Port-Philipp, in deren Mitte die Schiffe nichts mehr von den Stürmen zu fürchten haben; aber sie müssen vorsichtig einfahren, besonders wenn die Richtung gegen die lange, sandige Spitze von Nepeau eingeschlagen wird. Die Bai selbst zerfällt in mehrere Häfen, wo die Schiffe ausgezeichnete Ankerplätze finden, so zu Goclong, Sandrige, Williamstown. Die beiden letzteren bilden den Hafen von Melbourne. Die Küste gewährt hier einen traurigen, monotonen Anblick, da nirgends ein grüner Platz das Auge ergötzt. Der „Brisbane“ legte an einem der Quais von Williamstown an, um einen Theil seiner Passagiere auszusetzen. Da man hier einen Aufenthalt von 36 Stunden nahm, so beschloß Mrs. Branican, diese Zeit in Melbourne zuzubringen, obwohl sie erst in Adelaide die Expedition vorbereiten wollte und in dieser Stadt nichts zu thun hatte. Warum verließ sie den „Brisbane“? Fürchtete sie, durch zu viele Besuche belästigt zu werden? Diesen hätte sie einfach dadurch ausweichen können, daß sie sich in ihre Kajüte zurückzog. Wenn sie in irgend einem Hotel abstieg, würde sie doch sicher auch

sofort erkannt und von Besuchen belästigt worden sein.

Zach Fren wußte sich diesen Entschluß nicht zu erklären. Ueberhaupt konnte er an ihr ein verändertes Wesen wahrnehmen, welches sich besonders durch eine gewisse Zurückhaltung kund gab. Sollte sie die Anwesenheit Godfrey's zu sehr an ihr Kind erinnert haben? Ja, und Zach Fren täuschte sich nicht. Der Anblick dieses jungen Mannes hatte sie so tief bewegt, daß sie sich nach der Einsamkeit sehnte. Wollte sie ihn nicht fragen? Vielleicht, weil sie dies nicht am vorhergehenden Abende that, obwohl sie es gewünscht hatte. Aber wenn sie jetzt in Melbourne für diese paar Stunden aussteigen wollte, so that sie dies nur, um diesen vierzehnjährigen Knaben zu fliehen, zu dem sie eine unerklärliche Macht hinzog. Warum zögerte sie, mit ihm zu sprechen, sich bei ihm nach Allem zu erkundigen, was sie interessirte, nämlich nach der Nationalität, seiner Herkunft, seiner Familie? Fürchtete sie — und das war sehr wahrscheinlich —, daß seine Antworten alle ihre Hoffnungen zerstörten, die sie hegte und denen sie sich so hingab, daß ihre Aufregung Zach Fren auffiel?

Mrs. Branican schiffte sich mit Zach Fren aus; sobald sie die Schiffsbrücke betrat, wendete sie sich um. Godfrey stand bei der Brüstung und sah ihr so traurig nach und machte eine so ausdrucksvolle Geberde, als wollte er sie zurückhalten; Dolly bemerkte es und wollte schon sagen: „Mein liebes Kind . . . ich komme wieder.“

Aber sie bemeisterte sich doch und gab Zach Fren ein Zeichen, ihr zu folgen; dann begaben sie sich auf den Bahnhof, der den Verkehr mit der Stadt vermittelte.

Melbourne liegt ungefähr zwei Kilometer, am linken Ufer des Yarra-Yarra, entfernt, eine Strecke, welche die Eisenbahnzüge in einigen Minuten zurücklegen. Hier erhebt sich nun die Stadt mit ihren 300.000 Einwohnern, die Hauptstadt der Colonie Victoria, die ungefähr eine Million hat, und auf welche seit dem Jahre 1851 im wahren Sinne des Wortes der Alexanderberg sein ganzes Gold ausgeschüttet hat.

Obwohl Mrs. Branican in einem weniger besuchten Hotel abstieg, so war sie doch der Gegenstand allgemeiner Neugierde. Sie zog es daher vor, in Begleitung Zach Fren's die herrliche Stadt zu besichtigen. Aber weder die Schönheit derselben, noch die prächtige Umgebung mit ihren zahlreichen Villen schien die kühne Amerikanerin zu interessiren; sie sah Alles gedankenlos an und unter dem Eindrucke einer fixen Idee, als wolle sie jeden Augenblick Zach Fren gegenüber einen Wunsch aussprechen, den sie nicht zu sagen wagte.

Beide kehrten beim Einbruch der Nacht in das Hotel zurück. Dolly ließ in ihrem Zimmer serviren, aber sie rührte fast nichts an. Dann legte sie sich nieder und schlummerte ein, indem sie stets ihren Gatten und ihr Kind sah.

Am folgenden Tage blieb sie in ihrem Zimmer bis 2 Uhr Nachmittags. Sie schrieb in dieser Zeit einen langen Brief an M. William Andrew, in welchem sie ihm ihre Abreise von Sydney und ihre Ankunft in der Hauptstadt Südaustraliens mittheilte und einen guten Erfolg von der Expedition mit Bestimmtheit ausdrückte. Als M. William Andrew diesen Brief las, da war er ebenso überrascht als beunruhigt, denn er bemerkte, daß Dolly nicht allein von der bestimmten Auffindung Johns sprach, sondern sie schrieb auch von ihrem

Kinde, von ihrem kleinen Wat in einer solchen Weise, als wäre er gar nicht todt. Der Mann mußte sich fragen, ob diese schwergeprüfte Frau nicht von neuem auf dem Punkte stehe, ihren Verstand zu verlieren.

Die Passagiere, welche nach Adelaïde fuhren, hatten sich fast Alle eingeschifft, als Mrs. Branican und Zach Fren an Bord zurückkehrten. Godfrey erwartete mit Ungeduld ihre Ankunft, und als er sie erblickte, leuchtete sein Auge auf, seine Traurigkeit verschwand. Er stürzte der Schiffstreppe zu und stand dicht neben ihr, als die Frau herauf kam.

Zach Fren sah dies nicht gern und er runzelte die Stirn. Was hätte er darum gegeben, wenn dieser Knabe das Schiff verlassen hätte oder wenigstens Dolly nicht immer in den Weg gekommen wäre, da seine Anwesenheit doch die schmerzlichsten Erinnerungen wachrief!

Mrs. Branican erblickte Godfrey, blieb einen Augenblick stehen und sah ihn scharf an; dann stieg sie schweigend in ihre Kajüte hinab.

Um 3 Uhr Nachmittags lichtete der „Brisbane“ die Anker und schlug die Richtung gegen Adelaïde ein, indem er wenigstens drei Meilen der Küste von Victoria entlang fuhr.

Es waren ungefähr hundert Passagiere an Bord, von denen die meisten Bewohner des südlichen Australiens waren und in ihre Heimat zurückkehrten. Aber es waren auch einige Fremde unter ihnen, z. B. ein Chinese von ungefähr 30 bis 35 Jahren, mit schläfrigem, citronengelbem Gesicht, fett wie ein Mandarin, obwohl er nur ein einfacher Diener war, dessen Herrn wir näher ins Auge fassen müssen. Dieser war ein Engländer, aber ein Engländer, wie er im Buche steht. Groß, mager, mit blondem Barte, ebenso blondem Kopfsaare, kleine,



listige Augen, eine spikige Nase von nicht ungewöhnlicher Länge, einen Schädel, auf dem der Phrenolog sofort den größten Eigensinn entdeckt hätte — Eigenschaften, die jeden Blick auf sich ziehen und auch dem Ernstesten ein Lächeln abgewinnen.

Dieser Engländer war auch ganz nach der Sitte seines Landes gekleidet:

Den bekannten Hut Albions, die Weste bis zum Kinn zugeknöpft, in dem Rocke große Taschen, die Hosen carrirt; an den Füßen Gamaschen und nägelbeschlagene Schuhe.

Wer war dieses Original? Man kannte ihn nicht und auf den englischen Postdampfern kümmert sich niemand um die Passagiere. Sie sind Reisende und als solche reisen sie eben. Der Kellner konnte nur sagen, daß dieser Engländer eine Cabine unter den Namen Joshua Meritt — abgekürzt Jos Meritt — aus Liverpool, Bedienter Gin-Ghi aus Hong-Kong (Himmliches Reich), bestellt habe.

Jos Meritt saß immer auf dem Hinterdeck und verließ dasselbe erst zum Lunch, wenn die Glocke vier Uhr schlug. Um halb fünf kam er wieder, ging um 7 Uhr zum Diner, erschien um 8 Uhr und stieg in wohl abgemessenen Schritten, den Kopf weder rechts noch links drehend, steif die Cabine hinab.

Mrs. Branican begab sich eines Nachts um 9 Uhr auf das Verdeck, obwohl es ziemlich kühl war. Wollte sie dem Knaben begegnen, mit ihm sprechen, ihn fragen, von ihm erfahren . . . Was erfahren? Da Godfrey bis 10 Uhr Dienst hatte und er die Wache erst um 2 Uhr Morgens wieder beziehen sollte, so mußte Dolly enttäuscht und abgesspannt ihre Cajüte wieder aufsuchen.

Um Mitternacht fuhr der „Brisbane“ um das Cap Otway, dem äußersten Punkte des Districtes Bolwarth. Von hier aus schlug er eine nordwestliche Richtung bis zur Höhe der Bucht vor Discovery ein, welche Victoria und Neu-Südwales von den Ländern Südaustraliens trennte.

Am folgenden Morgen saß der Engländer wieder steif auf seinem gewohnten Platze; der Chinese schnarchte in einer Ecke. Zach Fren mußte an die Gewohnheiten dieser Leute gewohnt sein, aber doch konnte er nicht ohne ein gewisses Erstaunen diesen so gelungenen Typus einer mechanischen Figur betrachten.

Wie groß war seine Ueberraschung, als er an diesem unbeweglichen Gentleman vorüberging und seinen Namen hörte!

„Hochbootsmann Zach Fren, nicht wahr?“

„Ja!“ erwiderte Zach Fren.

„Der Begleiter der Mrs. Branican?“

„Ganz richtig . . . Ich sehe, Sie wissen . . .“

„Ich weiß . . . auf der Suche nach ihrem Gatten . . . seit vierzehn Jahren verschollen . . . Gut! . . . D!  
. . . Sehr gut!“

„Wie . . . sehr gut?“

„Ja . . . Mrs. Branican . . . Sehr gut! . . . Ich auch . . . ich suche auch . . .“

„Ihre Frau?“

„D . . . nicht verheiratet! . . . Wenn ich meine Frau verloren hätte, so würde ich sie nicht suchen.“

„Also warum?“

„Um einen . . . Hut zu finden?“

„Einen Hut . . . Sie haben Ihren Hut verlegt?“

„Meinen Hut? . . . Nein! . . . Den Hut . . . Ich verstehe! . . . Meine Huldigung der Mrs. Branican . . . Gut! . . . D! . . . Sehr gut!“

Die Lippen Jos Meritt's schlossen sich und ließen keine Silbe mehr heraus.

„Das ist ein reiner Narr,“ sagte Zach Fren zu sich und ging weiter.

Als Dolly auf das Verdeck kam, so ging Zach Fren auf sie zu und beide setzten sich dem Engländer gegenüber. Dieser rührte sich nicht mehr. Da er Zach Fren beauftragt hatte, Mrs. Branican seine Huldigungen darzubringen, so hielt er es ohne Zweifel nicht mehr für nöthig, es selbst noch zu thun.

Uebrigens bemerkte Dolly gar nicht diesen sonderbaren Passagier, denn sie hatte mit Zach Fren eine wichtige Unterredung über alle Vorbereitungen zu der Expedition, die sofort nach der Ankunft in Adelaide in Angriff genommen würden, um keinen Tag, keine Stunde zu verlieren. Es war nothwendig, daß die Expedition die Länder von Centralaustralien wenn möglich schon durchzogen habe, bevor dieselben unter der ungeheueren Hitze der tropischen Zone trockengelegt wären.

Sie sprach von John und seiner unüberwindlichen Energie, und spielte gar nicht auf Godfrey an, so daß Zach Fren schon glaubte, daß sie anderen Sinnes geworden sei, als sie plötzlich jagte:

„Ich habe heute noch nicht den jungen Matrosen gesehen . . . Haben Sie ihn gesehen, Zach?“

„Nein,“ erwiderte dieser enttäuscht.

„Vielleicht könnte ich etwas für dieses Kind thun?“

Sie wollte von dem Knaben in gleichgiltigem Tone sprechen, aber Zach durchblickte sie.

„Für diesen Knaben?“ antwortete er. „O, er hat einen ganz hübschen Stand . . . In einigen Jahren wird er Hochbootsmann sein . . .“



„Da liegt nichts daran! Er interessiert mich . . . in einem Punkte . . . Aber auch die Ähnlichkeit, ja! . . . Diese auffallende Ähnlichkeit zwischen John und ihm . . . Und dann würde Wat . . . jetzt gerade so alt sein!“

Bei diesen Worten wurde Dolly bleich; ihre Stimme erzitterte und ihr Blick sah Zach so fragend an, daß er die Augen niederzuschlug.

Dann fuhr sie fort:

„Sie werden mir ihn Nachmittag vorstellen, Zach . . . Vergessen Sie es nicht . . . Ich will mit ihm sprechen . . . Wir schiffen uns morgen aus . . . Wir werden ihn nie mehr sehen . . . und bevor ich den „Brisbane“ verlasse . . . will ich wissen . . . ja, ich will wissen . . .“

Zach Fren mußte Dolly versprechen, ihr Godfrey vorzustellen; dann zog sie sich in ihre Kajüte zurück.

Der Hochbootsmann ging beunruhigt auf dem Verdecke auf und ab, bis der Kellner zum zweiten Dejeuner läutete. Er wäre beinahe an den Engländer gestoßen, der auf das Glockenzeichen in rhythmischen Schritten der Treppe zuging.

„Gut! . . . D! . . . Sehr gut!“ jagte Jos Meritt. „Sie haben . . . auf meine Bitte . . . meine Huldigungen . . . Ihr Gatte verschwunden . . . Sehr gut! . . . Gut! . . . D! . . . Sehr gut!“

Dann ging er fort und nahm seinen gewöhnlichen Platz in dem Dining Room ein . . . versteht sich, den besten und den nächsten der Küche, damit er die besten und schönsten Stücke sich nehmen könne.

Gegen 3 Uhr fuhr der „Brisbane“ an dem Cap Nelson vorüber und nahm dann die Richtung gegen Norden, indem er sich ziemlich nahe der Küste

von Südaustralien hielt. In dieser Zeit setzte Zach Fren Godfrey in Kenntniß, daß Mrs. Branican mit ihm zu sprechen wünsche.

„Mit mir zu sprechen?“ rief der Schiffsjunge.

Er gerieth darüber so in Aufregung, daß er sich an der Brüstung anklammern mußte, um nicht zu fallen. Godfrey wurde nun von Zach Fren in die Kajüte der Mrs. Branican geführt.

Sie sah ihn einige Zeit an. Er stand vor ihr, die Mütze in der Hand. Zach Fren lehnte sich an die Thüre und sah beide ängstlich an, denn er wußte zwar, was Dolly fragen werde, aber es war ihm unbekannt, was der Knabe antworten würde.

„Mein Kind,“ sagte Mrs. Branican, „ich möchte gern wissen . . . aus welcher Familie Sie stammen . . . Wenn ich darnach frage . . . so ist es aus Interesse für Ihre Lage . . . Wollen Sie mir antworten?“

„Sehr gern, Mistreß,“ erwiderte Godfrey mit zitternder Stimme.

„Wie alt sind Sie,“ fragte Dolly.

„Ich weiß es nicht genau, aber so zwischen vierzehn und fünfzehn Jahren.“

„So! . . . zwischen vierzehn und fünfzehn . . . und seit wann sind Sie auf dem Meere?“

„Ich bin mit ungefähr acht Jahren als Schiffsjunge eingetreten, und seit zwei Jahren bin ich Matrose.“

„Haben Sie große Reisen gemacht?“

„Ja, Mistreß. Auf dem Stillen Ocean bis nach Asien . . . und auf dem Atlantischen Ocean bis nach Europa.“

„Sind Sie ein Engländer?“

„Nein, ich bin ein Amerikaner.“

„Wie kommen Sie auf ein englisches Dampfboot?“

„Das Schiff, auf welchem ich war, wurde nach Sydney verkauft. Da ich nun ohne Stellung war, so ging ich auf dieses Schiff, indem ich auf eine Gelegenheit warte, wieder in die Dienste eines amerikanischen treten zu können.“

„Gut, mein Kind,“ sagte Mrs. Branican, indem sie ihm ein Zeichen gab, näher zu treten. Godfrey gehorchte.

„Nun möchte ich wissen, wo Sie geboren sind.“

„Zu San-Diego, Mistreß.“

„Ja! zu San-Diego,“ wiederholte Dolly, ohne überrascht zu sein, als wenn sie diese Antwort schon geahnt hätte.

Zach Fren konnte kaum erwarten, was er jetzt hören werde.

„Ja, zu San-Diego,“ wiederholte Godfrey. „O, ich kenne Sie sehr gut . . . Ja, ich kenne Sie . . . Als ich erfuhr, daß Sie nach Sydney kommen, da freute ich mich . . . Wenn Sie wüßten, wie ich mich für den Capitän John Branican interessire!“

Dolly nahm den jungen Matrosen bei der Hand und schwieg. Dann fragte sie, woraus man deutlich ihre Zerstreuung ersehen konnte:

„Wie heißen Sie?“

„Godfrey.“

„Godfrey ist Ihr Taufname . . . Aber wie ist Ihr Zuname?“

„Ich habe keinen anderen Namen.“

„Ihre Eltern?“

„Ich habe keine Eltern.“

„Keine Eltern,“ wiederholte sie. „Sie sind erzogen worden . . .“



„Zu Wat-House,“ erwiderte Godfrey. „Ja, Mi-  
streß, und unter Ihrer Leitung. O, ich habe Sie oft  
gesehen, wenn Sie Ihre Kinder in dem Hospiz besuchten.  
Sie sahen mich nicht unter den vielen Kleinen, aber  
ich sah Sie ... Ich hätte Sie küssen wollen ... Da  
ich zur See gehen wollte, so trat ich, als ich alt genug  
war, als Schiffsjunge ein ... Auch andere Waisen-  
kinder aus Wat-House sind zur See gegangen ... Und  
wir werden nie vergessen, was wir der Mrs. Branican  
... unserer Mutter, schulden! ...“

„Ihre Mutter,“ rief Dolly zitternd aus, wie wenn  
dieses Wort ihr bis in das Innerste gedrungen wäre.

Sie zog Godfrey an sich ... sie bedeckte ihn mit  
Küssen ... er küßte sie wieder ... er weinte ...  
Zwischen ihr und ihm war ein Band von neuem ge-  
knüpft worden.

Bestürzt sah Fren Zach auf diese Scene und  
murmelte:

„Die arme Frau! ... Die arme Frau! ...  
Wohin soll das führen?“

Mrs. Branican erhob sich und sagte:

„Gehen Sie, Godfrey! ... Gehen Sie, mein Kind!  
... Ich werde Sie wiedersehen . . . Ich muß jetzt  
allein sein.“

Sie sah ihn noch einmal an, dann ging der  
Matrose fort.

Zach Fren wollte ihm folgen, als Dolly ihn  
durch eine Handbewegung zurückhielt.

„Zach,“ sagte sie in abgebrochenen Worten, die  
von ihrer großen Aufregung zeugten, „dieses Kind  
wurde mit den Findelkindern im Wat-House erzogen ...  
Es wurde in San-Diego geboren ... Es ist vierzehn bis  
fünfzehn Jahre alt . . . Zug für Zug gehören John. Seine

entschlossene Haltung, seine freie Miene . . . seine Vorliebe für das Meer . . . das ist der Sohn eines Seemannes . . . das ist der Sohn John's . . . das ist mein Sohn . . . ! Man glaubte, daß der Golf von San-Diego für immer das arme kleine Wesen verschlungen hätte . . . Aber er war nicht todt . . . man rettete ihn . . . seine Retter kannten seine Mutter nicht . . . und seine Mutter war ich . . . ich, damals wahnsinnig . . . dieses Kind heißt nicht Godfrey . . . es heißt Wat . . . es ist mein Sohn! . . . Gott wollte mir ihn wiedergeben, bevor ich seinen Vater finde."

Zach Fren hatte Mrs. Branican zugehört, ohne zu wagen, sie zu unterbrechen, denn er sah ein, daß nach dem Scheine die unglückliche Frau nicht anders sprechen konnte. Der brave Seemann glaubte, sein Herz müßte brechen, denn er hielt es für seine Pflicht, diese Illusionen zu zerstören, Dolly von jenem Abgrunde zurückzuhalten, der sich von neuem vor ihr öffnete. Dies that er auch ohne Zögern — fast grausam.

"Mrs. Branican," sagte er, "Sie täuschen sich . . . Ich will nicht, ich kann es nicht zulassen, daß Sie so etwas glauben . . . Diese Ähnlichkeit ist nur zufällig . . . Ihr kleiner Wat ist todt . . . ja todt . . . Er ist bei der Katastrophe ertrunken, und Godfrey ist nicht Ihr Sohn . . ."

"Wat ist todt," rief Mrs. Branican. "Wer kann das behaupten?"

"Ich, Mistreß."

"Sie?"

"Eine Woche nach der Katastrophe in dem Golfe wurde eine Kindesleiche an den Strand der Tomaspitze geworfen . . . Ich habe sie selbst gefunden . . . Ich habe M. William Andrew benachrichtigt . . . Der kleine

Wat wurde von ihm erkannt und auf dem Friedhofe von San-Diego begraben.“

„Wat! . . . mein kleiner Wat . . . dort . . . auf dem Friedhof? . . . Und man jagte mir nie etwas davon!“

„Nein, Mistreß, nein!“ erwiderte Zach Fren. „Sie waren damals wahnsinnig, und als Sie nach vier Jahren wieder gesund wurden, fürchtete man . . . M. William Andrew befürchtete . . . indem er von neuem Ihnen Schmerz bereite . . . und er schwieg! . . . Aber Ihr Kind ist todt, und Godfrey kann nicht Ihr Sohn sein . . . er ist es nicht.“

Dolly sank auf das Sopha, ihre Augen schlossen sich, sie sah nichts mehr um sich als Finsterniß. Sie gab Zach Fren ein Zeichen, sie allein zu lassen.

Am Morgen des 26. August, als Mrs. Branican ihre Cabine noch nicht verlassen hatte, fuhr der „Brisbane“ in den Golf von Saint-Vincent und warf im Hafen von Adelaide Anker.

---

### III.

#### Ein historischer Hut.

Von den drei Hauptstädten Australiens ist Sydney die älteste, Melbourne die folgende, Adelaide die jüngste. In Wirklichkeit kann man behaupten, daß die letztere die schönste ist. Sie entstand im Jahre 1853 in Südaustralien, dessen politische Unabhängigkeit erst aus dem Jahre 1856 datirt. Es ist wahrscheinlich, daß Adelaide sich rasch vergrößern wird, da das Klima ein ungemein gesundes ist.

Mrs. Branican stieg in einem Hotel der King William-Street ab. Die arme Mutter hatte soeben eine schwere Prüfung durchgemacht. Von dem Augenblicke an, wo ihre Hoffnung zerstört war, wollte sie den Knaben nicht wiedersehen und hatte nicht mehr mit ihm gesprochen. Sie erinnerte sich nur mehr an die überraschende Ähnlichkeit mit Sohn.

Von nun an wollte sie sich ganz ihrem Werke hingeben und sich nur mit den Vorbereitungen zur Expedition beschäftigen. Sie war entschlossen, ihr ganzes Vermögen zu opfern, um die tüchtigsten Leute für diesen letzten Versuch zu begeistern.

Da diese Provinz eine Menge kühner Leute hat, welche nach allen Richtungen hin vordringen und sich durch die Urwälder Bahn brechen, so konnte es nicht fehlen, daß von allen Seiten ihrem Aufrufe zur Theilnahme an der Expedition Folge geleistet wurde.

Man kam überein, daß der Sammelpunkt der Personen und aller Theile der Expedition nicht Adelaide sei, sondern die Endstation der Eisenbahn gegen Norden, wodurch man Zeit gewann und Strapazen vorbeugte. Inmitten dieser culturreichen Districte würde man die nothwendige Zahl von Wagen, Thieren und Pferden finden. Es mußte für Alles gesorgt werden, dessen etwa vierzig Personen, die Dienerschaft und die kleine Schutzwache, in jenen ungeheuren Steppen, die ohne Vegetation und fast ohne Wasser waren, bedurften.

Dolly fand eine mächtige Stütze an dem Gouverneur von Südastralien, der ihr bei all den Vorbereitungen hilfreiche Hand leistete. Dank seiner Vermittlung nahmen 31 wohlbewaffnete und wohlberittene Männer, theils Eingeborene, theils Colonisten, die Vorschläge der Mrs. Branican an. Sie versprach ihnen für die



Dauer der Expedition eine hohe Löhnung und eine Belohnung von 100 Pfund nach Beendigung derselben, mochte der Erfolg sein, wie er wolle. An ihrer Spitze stand ein ehemaliger Officier der Polizei, Tom Marix, ein kräftiger und entschlossener Mann von ungefähr 40 Jahren, für den der Gouverneur garantirte.

Tom Marix hatte die tapfersten und verlässlichsten Leute aus den zahlreichen Bewerbern erwählt, so daß man bei den glänzenden Bedingungen auf ihre Ergebung rechnen konnte.

Der Troß stand unter dem Befehle Zach Fren's, welcher überhaupt der eigentliche Führer der Expedition war; die Seele des Ganzen war aber Mrs. Branican.

Nachdem die Vorbereitungen vollendet waren, wurde festgesetzt, daß Zach Fren spätestens am 30. nach der Station Farina aufbrechen sollte, wo Mrs. Branican mit den Uebrigen zu ihm stoßen würde.

„Zach,“ sagte sie zu ihm, „Sie bieten Alles auf, daß unsere Karawane sich in der ersten Woche des September in Bewegung setzen kann. Zahlen Sie Alles und schonen Sie keine Kosten!“

„Alles wird bereit sein,“ erwiderte er. „Nach Ihrer Ankunft brauchen Sie nur den Befehl zum Aufbruche zu geben.“

Man kann sich leicht vorstellen, daß Zach Fren alle diese Befehle ausführte, und zwar so schnell, daß er schon am 29. August nach Farina fahren konnte. Dann setzte er Mrs. Branican telegraphisch in Kenntniß, daß ein Theil der Expedition bereits beisammen sei.

Dolly unterzog sich mit Unterstützung von Tom Marix der ihm zugefallenen Aufgabe mit großer Begeisterung. Die Pferde wurden erst nach der sorgfältigsten Prüfung gekauft, und die australische Race

lieferte ausgezeichnete Exemplare, die gegen Ermüdung gefeit, an jede Strapaze gewöhnt waren. So lange sie durch Wälder und Ebenen zogen, würden sie sich nicht um ihre Ernährung zu sorgen brauchen, da Gras und Wasser in Fülle vorgefunden wird. Aber von der Station Alice-Spring begannen jene Sandwüsten, welche einer Expedition in Centralaustralien so gefährlich werden können.

Da Mrs. Branican jetzt ungemein viel zu thun hatte, so dachte sie weniger an die Vorfälle des „Brisbane“, und von jener Hoffnung, die Zach Fren durch seinen Bericht auf einmal vernichtet hatte, blieb ihr nur mehr eine kleine Erinnerung. Sie wußte jetzt, daß ihr kleines Kind dort drüben, in einer Ecke des Friedhofes von San-Diego schlafe, daß sie auf seinem Grabe werde weinen können . . . Und doch war diese Ähnlichkeit eine auffallende . . . und das Bild Godfrets und Johns verschmolz in ihrem Geiste stets in eines.

Seit der Ankunft des Postdampfers hatte Mrs. Branican den jungen Burschen nicht mehr wieder-gesehen, und wenn dieser sie in den ersten Tagen nach ihrer Auschiffung gesucht hatte, so wußte sie es einfach nicht. In jedem Falle schien es, als ob God-frey nicht in das Hotel der King William-Street gekommen wäre. Was hatte er auch dort zu suchen? Nach der letzten Unterredung mit ihm hatte sich Dolly in ihre Cabine eingeschlossen und ihn nicht mehr zu sich gerufen. Dolly wußte übrigens, daß der „Brisbane“ nach Melbourne zurückgekehrt sei und sie nach seiner Wiederankunft nicht in Adelaide sein würde.

Während Mrs. Branican ihre Vorbereitungen zu der Expedition traf, beschäftigte sich eine andere Persönlichkeit mit weniger Beharrlichkeit mit seiner Unter-

nehmung. In dem Hotel in der Hindley-Street logierten Jos Meritt und sein Diener, der Chinese Gin-Ghi.

Woher kamen diese beiden Typen des äußersten Asiens und Europas? Wohin reisten sie? Was machten sie in Melbourne und was suchten sie in Adelaide? Unter welchen Umständen hatten sich die beiden Menschen da — der eine der Herr, der andere der Diener — zusammengefunden, um die Welt zu durchreisen? Die Beantwortung wird sich aus einem Gespräche ergeben, das Jos Meritt und Gin-Ghi am Abend des 5. September miteinander hatten.

Zuerst müssen wir noch den Chinesen näher ins Auge fassen. Wenn dieser Gin-Ghi hieß, so verdiente er wirklich diesen Namen, denn es bedeutete so viel, wie „gleichgiltiger Mensch“. Er war gleichgiltig, und zwar in einem seltenen Grade, vor jeder Gefahr und jedem Befehl: Er hätte nicht zehn Schritte gemacht, um einen Befehl auszuführen, nicht zwanzig, um einer Gefahr aus dem Wege zu gehen. Jos Meritt mußte schon eine starke Natur haben, um einen solchen Diener zu behalten; aber das kam wirklich nur auf die Gewohnheit an, denn sie reisten schon seit fünf oder sechs Jahren. Sie hatten sich zufällig in San-Francisco begegnet, wo die Chinesen wie die Ameisen herumlaufen, und der Engländer nahm ihn nun „auf Probe“, wie er sagte, in seine Dienste, eine Probe, die wahrscheinlich bis zum Tode dauern würde. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Gin-Ghi in Hong-Kong geboren war und das Englische wie ein Bewohner von Manchester sprach.

Jos Meritt war ein Phlegma durch und durch. Wenn er Gin-Ghi mit den grausamsten Torturen be-

drohte, die in dem himmlischen Reiche im Gebrauche sind, so würde er ihm doch nicht einmal einen Nasenstüber versetzt haben. Wurden seine Befehle nicht ausgeführt, gut, so führte er sie selbst aus, das war ganz einfach. Aber diese Chinesse mußte seinem Herrn überallhin folgen, wohin die Phantasie dieses Original trieb. Er hätte eher das Gepäck seines Bedienten auf den Schultern getragen, als Gin=Ghi zurückgelassen, wenn der Zug oder das Schiff abfahren wollte. Der gleichgiltige Mensch folgte ihm auf Schritt und Tritt durch die tausenden Meilen auf der alten und neuen Welt, und so kam es denn auch, daß diese Beiden in die Hauptstadt von Südastralien gelangten.

„Gut! ... D! ... Sehr gut!“ sagte an jenem Abend Jos Meritt. „Ich glaube, unsere Dispositionen sind getroffen?“

Man kann sich gar nicht erklären, warum er erst Gin=Ghi darnach fragte, da er doch Alles selbst vorbereiten mußte. Aber er unterließ solche Fragen nie, schon aus Princip.

„Zehntausendmal getroffen,“ erwiderte der Chinesse, der sich nicht gewisse Redensarten der Bewohner des himmlischen Reiches abgewöhnen konnte.

„Unsere Koffer?“

„Sind gepackt.“

„Unsere Waffen?“

„Sind bereit.“

„Unsere Lebensmittel?“

„Sie haben sie ja selbst auf den Bahnhof getragen, M. Jos. Uebrigens ist es denn nothwendig, sich mit Lebensmitteln zu versehen ... wenn man persönlich aufgefressen werden kann ...“



„Aufgefressen werden, Gin=Ghi? ... O, sehr gut! ... Sehr gut! ... Du glaubst also, daß Du aufgefressen werden wirst?“

„Freilich, früher oder später ... Hat nicht vor sechs Wochen nur mehr wenig gefehlt, daß wir unsere Reisen in dem Bauche eines Cannibalen abgeschlossen hätten ... besonders ich!“

„Du ... Gin=Ghi?“

„Ja, weil ich so fett bin, während Sie M. Jos sehr mager sind, und diese Leute mir den Vorzug geben!“

„Den Vorzug? ... Gut! ... O! ... Sehr gut!“

„Und haben die Eingeborenen von Australien nicht einen besonderen Geschmack für das gelbe Fleisch der Chinesen, das noch viel besser ist als ihr Reis und ihr Gemüse?“

„Deshalb habe ich Dir immer empfohlen zu rauchen, Gin=Ghi,“ erwiderte der phlegmatische Engländer, „Du weißt doch, daß die Menschenfresser das Fleisch der Raucher nicht lieben.“

Das that auch der vorsichtige „Himmlische“, indem er zwar nicht Opium, wohl aber Tabak rauchte, den ihm Jos Meritt reichlich gab. Da, wie es scheint, die Australier, wie ihre cannibalischen Mitbrüder anderer Länder, einen Ekel vor dem Fleische eines Rauchers haben, weil es mit Nitroglycerin imprägnirt ist, so trachtete der Chineser, sich so weit wie möglich ungenießbar zu machen.

Aber war es denn wirklich wahr, daß er und sein Herr bei den Menschenfressern gewesen waren, und zwar nicht als Gäste? Ja, nämlich an der australischen Küste waren die Beiden nahe daran, auf so unmenschliche Weise ihr Dasein abzuschließen. Vor zehn Mo-

naten fielen sie in Queensland den wildesten Stämmen der Cannibalen in die Hände und wären sicher gefressen worden, wenn nicht die Polizei sie zur rechten Zeit befreit hätte. Sie kamen daher wieder in die Hauptstadt von Queensland, dann nach Sydney, von wo sie der Postdampfer nach Adelaide brachte. Aber dies hinderte die Beiden durchaus nicht, eine Reise in das centrale Australien anzutreten.

„Und dies Alles wegen eines Hutes!“ rief der Chinese. „Ah ja . . . Ah ja! . . . Wenn ich daran denke, möchte ich bitterlich weinen!“

„Wann wirst Du damit fertig sein . . . Gin-Ghi?“ erwiderte Jos Meritt, die Stirne runzelnd.

„Aber wenn Sie jemals den Hut wiederfinden, so wird er doch nur mehr ein Fetzen sein . . .“

„Genug, Gin-Ghi! . . . Genug! . . . Ich verbiete Dir, noch ein Wort über diesen Hut oder über etwas anderes zu verlieren! . . . Du verstehst mich? . . . Gut! . . . D! . . . Sehr gut! . . . Wenn das noch einmal vorkommt, werde ich Dir vierzig bis fünfzig Bambushiebe auftragen lassen!“

„Wir sind nicht in China!“

„Ich werde Dir nichts zu essen geben!“

„Da werde ich wenigstens mager werden.“

„Ich werde Dir den Zopf abschneiden.“

„Meinen Zopf abschneiden?“

„Ich werde Dir den Tabak entziehen!“

„Gott Jô beschützt mich!“

„Er wird Dich nicht beschützen.“

Vor dieser Drohung wurde Gin-Ghi kleinlaut und unterwarf sich.

Um welchen Hut handelte es sich denn und warum jagte Jos Meritt sein ganzes Leben demselben nach?

Dieses Original war, wie wir wissen, ein Engländer aus Liverpool, eines jener Exemplare, die sich nicht auf Großbritannien allein beschränken, sondern an der Loire, an der Elbe ebenso zu finden sind, wie in Schottland. Jos Meritt war sehr reich und wegen seiner Sammelwuth in Lancaster und in den benachbarten Grafschaften sehr bekannt. Aber er sammelte keine Gemälde, Bücher oder Kunstgegenstände, sondern Hüte, und zwar jede menschliche Kopfbedeckung, wie Mützen, Hauben, Kappen, breit und kurzränderige Hüte, Cylinder, Fetz, Kepis, Mützen, Helme u. s. w. Er besaß schon ein ganzes Museum solcher historischer Kopfbedeckungen: So den Helm des Patrokles, als er von Hector bei der Belagerung von Troja erschlagen wurde, den des Themistokles aus der Schlacht von Salamis, den Hut Cäsar's, den ein Windstoß in den Rubicon getrieben hatte, die Haube der Lucrezia Borgia, den Hut Lamerlan's, als er den Sind überschritt, den des Gengis Khan, als er Bontharo und Samarkanda zerstören ließ, das Häubchen der Königin Elisabeth, das der Maria Stuart, als sie aus dem Schlosse Lockleven entfloh, das der Katharina II., als sie in Moskau war, das Käppchen Peter des Großen, als er mit den Zimmerleuten in Saardam arbeitete, den Hut Marlborough's aus der Schlacht von Ramilies, den des dänischen Königs Oläus, der zu Sticklestad ermordet wurde, den Hut Gefler's, den Wilhelm Tell nicht grüßen wollte, die Mütze Pitt's, als er mit dreiundzwanzig Jahren Minister wurde, den Zweimaster Napoleons I. bei Wagram, endlich Hunderte andere nicht weniger berühmte Kopfbedeckungen. Sein größter Schmerz war, daß er noch nicht den Hut Noahs besaß, als seine Arche auf dem Berge Ararat stehen blieb, und die Kappe

Abrahams, als er Isaak opfern wollte. Aber Jos Meritt verzweifelte nicht, sie eines Tages zu finden. Was die Kopfbedeckung Adams und Evas anbelangt, als sie aus dem Paradiese gejagt wurden, so verzichtete er auf dieselbe, weil tüchtige Historiker nachgewiesen haben, daß das erste Menschenpaar keine Hüte oder Krappen trug.

Wir sehen, daß Jos Meritt ein großes Museum derartiger Curiositäten hatte, und daß er sein ganzes Leben der weiteren Bereicherung desselben widmete. Er war von der Echtheit seiner Funde fest überzeugt und er durchwanderte Länder, besuchte Städte und Dörfer, durchsuchte die Trödlerladen, verschwendete Zeit und Geld, um nach monatelangem Suchen einen alten, zerlumpten Hut aufzutreiben, den man ihm mit schwerem Golde verkaufte. So durchzog er denn die ganze Welt, und war nun auf seinen Reisen über Afrika, Asien, Europa, Amerika und selbst Oceanien nach Australien gekommen.

Da er gehört hatte, daß die Eingeborenen Australiens sich mit den verschiedensten männlichen und weiblichen Kopfbedeckungen bekleiden, in welchem Zustande sie dieselben auch gefunden haben mochten, so glaubte der Engländer, hier „einen Hauptschlag ausführen zu können“, um nach der Gewohnheit dieser Antiquitätenjämmler zu sprechen. Gewiß war Jos Meritt von einer fixen Idee benommen, die ihn ganz verrückt zu machen drohte, denn halb war er es schon. Es handelte sich diesmal um einen bestimmten Hut, der das werthvollste Stück seiner Sammlung ausmachen sollte.

Welches war nun dieses Wunderwerk? Welcher alte oder moderne Fabrikant hatte ihn gefertigt? Auf welchem königlichen, bürgerlichen oder bäuerlichen



Haupte hatte er geruht und unter welchen Umständen? Dieses Geheimniß hatte der Engländer niemandem anvertraut. Nach den werthvollsten Untersuchungen kam er zu der Ueberzeugung, daß er seine Rundreise bei irgend einem Adeligen eines australischen Stammes abschließen sollte. Wenn es ihm gelang, denselben zu entdecken, so wollte er ihn mit dem schwersten Golde bezahlen, ihn stehlen, wenn man ihm denselben nicht verkaufen wollte. Das wäre das Siegeszeichen jener Unternehmung, welche ihn schon bis in den Nordwesten von Australien geführt hatte. Dies war auch der Grund, warum der Chinese von neuem in die Gefahr kam, von den Cannibalen gefressen zu werden. Was für Cannibalen? . . . Die wildesten, die sie jemals gesehen hatten. Wie anhänglich mußte daher der Chinese seinem Herrn sein, wenn er sich trotz dieser Gefahr nicht von ihm trennen wollte!

„Morgen reisen wir mit dem Expresszug von hier ab,“ sagte Sos Meritt.

„Um 2 Uhr?“ fragte der Chinese.

„Um 2 Uhr, und trachte, daß Alles bereit sei.“

„Ich werde mein Möglichstes thun, mein Herr, aber bedenken Sie, daß ich keine zehntausend Hände habe, wie die Göttin Conan-in.“

„Ich weiß nicht, ob die Göttin Conan-in zehntausend Hände hat, aber ich weiß, daß Du deren zwei hast, und ich ersuche Dich, sie nach allen Kräften in meinen Diensten zu verwenden . . .“

„Bis ich gefressen werde!“

„Gut! . . . O! Sehr gut!“

Ohne Zweifel setzte der Chinese seine Hände nicht in größere Bewegung wie er es gewohnt war, indem er die Arbeit seinem Herrn überließ. Am folgenden

Tage verließen die beiden Originale Adelaïde und der Expresszug entführte sie in unbekante Gegenden, wo Jos Meritt hoffte, den Hut zu finden, welcher seiner Sammlung noch fehlte.

#### IV.

### Der Eisenbahnzug von Adelaïde.

Einige Tage später verließ Mrs. Branican ebenfalls die Hauptstadt von Südastralien. Tom Marix hatte die Mannschaft seiner Escorte vollzählig gemacht, welche aus fünfzehn Weißen, ehemaligen Polizeisoldaten, und fünfzehn Eingeborenen bestand, die ebenfalls schon in der Provinz zu Sicherheitsdiensten verwendet worden waren. Diese Escorte hatte den Zweck, die Karawane gegen die Nomaden zu schützen und nicht den Stamm der Indas zu bekämpfen, denn es dürfen nicht die Worte Harry Felton's vergessen werden, welcher sagte, daß der Capitän John eher für ein Lösegeld als mit Gewalt befreit werden müßte.

Lebensmittel in hinreichender Anzahl für etwa vierzig Personen während eines Jahres füllten zwei Gepäckwagen des Zuges aus, welche nach Farina abgehen sollten.

Jeden Tag schrieb Zach Fren an Dolly von dieser Station aus einen Brief, wodurch sie auf dem Laufenden gehalten wurde. Die Ochsen und Pferde, welche nach sorgfältiger Auswahl gekauft worden waren, befanden sich schon mit den Leuten, welche ihre Fütterung und Führung über hatten, beisammen. Die Wagen standen auf dem Bahnhof bereit, um die Lebensmittel.

die Kleiderballen, die Werkzeuge, Waffen, Zelte, kurz Alles, was zu einer Expedition gehört, aufzunehmen. Zwei Tage nach Ankunft des Zuges könnte aufgebrochen werden.

Mrs. Branican setzte ihre Abreise von Adelaide für den 9. September fest. Sie hatte eine letzte Unterredung mit dem Gouverneur der Provinz, welcher der unerschrockenen Frau nicht verbarg, welch großen Gefahren sie entgegen ging.

„Diese Gefahren sind zweierlei Art, Mrs. Branican,“ sagte er, „nämlich die, welche von den wilden Stämmen, deren wir nicht Herr werden können, herühren, und die, welche die Natur jener Gegenden mit sich bringt. Da jene Länder von Wasser ganz entblößt sind, so gehen Sie fürchterlichen Leiden entgegen. Aus diesem Grunde wäre es vielleicht besser, Sie würden erst gegen Ende der heißen Jahreszeit, d. h. sechs Monate später ausbrechen . . .“

„Ich weiß es, Herr Gouverneur,“ antwortete Mrs. Branican „und ich bin auf Alles vorbereitet. Seit meiner Abfahrt von San-Diego habe ich auch den Continent von Australien durchstudirt, indem ich die Reisebeschreibungen eines Burke, eines Stuart, eines Giles, eines Forrest, eines Sturt, eines Gregorys, eines Warburton gelesen habe. Ich habe auch die Bekanntschaft des unerschrockenen David Lindsay gemacht, welcher vom September 1887 bis April 1888 Australien von Port Darwin im Norden bis nach Adelaide im Süden durchzog. Nein, nein, ich kenne die Gefahren und die Anstrengungen einer solchen Unternehmung, aber ich weiß, wohin mich meine Pflicht führen muß.“

„Der Forscher David Lindsay,“ erwiderte der Gouverneur, „durchzog schon bekannte Länder, indem

er der transcontinentalen telegraphischen Verbindung folgte. Auch hatte er nur einen Eingeborenen und vier Lastpferde mit. Sie aber, Mrs. Branican, suchten die Nomadenstämme auf und werden daher gezwungen sein, Ihre Karawane über diese Linie hinauszuführen und sich in den Nordwesten des Continentes bis zu den Wüsten des Tasmanlandes zu wagen . . .“

„Ich werde dorthin gehen, wo es nothwendig sein wird, Herr Gouverneur. Die Forschungen David Lindsay's und seiner Vorgänger wurden im Interesse der Civilisation, der Wissenschaft und des Handels unternommen. Ich aber unternahme diesen Zug zur Befreiung meines Mannes, dem einzigen Ueberlebenden des „Franklin“. Seit seinem Verschwinden hielt ich gegen die Meinung Aller aufrecht, daß er noch lebe, und ich hatte Recht. Ich werde ein halbes Jahr, wenn es nothwendig ist, ein ganzes Jahr diese Länder durchziehen und ich werde meinen Gatten finden, wovon ich fest überzeugt bin. Ich rechne dabei auf die Ergebung meiner Gefährten, Herr Gouverneur, und unsere Devise wird sein: Niemals zurück!“

„Das ist die Devise eines Douglas, Mrs. Branican, und ich zweifle nicht, daß Sie damit zum Ziele kommen werden.“

„Ja . . . mit Hilfe Gottes.“

Mrs. Branican nahm von dem Gouverneur Abschied, indem sie ihm für seine Unterstützung herzlichst dankte. Noch an demselben Tage — es war der 9. September — verließ sie Adelaïde. Sie kam um 3 Uhr Nachmittags in Farina an und wurde von Zach Fren und seinen Gefährten auf dem Bahnhof begeistert empfangen. Der brave Seemann war tief gerührt, denn seit zwölf Tagen, seit zwölf langen Tagen,

3\*



hatte er die Frau des Capitäns nicht mehr gesehen. Dolly fühlte sich ungemein glücklich, ihren Begleiter, dessen Ergebung sie sicher war, wieder zu sehen. Sie reichte ihm die Hand, lächelte — sie, die fast das Lächeln verlernt hatte!

Mrs. Branican sollte sich nicht lange in dieser Station aufhalten, denn Zach Fren war ebenso ein-  
sichtsvoll wie thätig. Das Material der Expedition war nach sorgfältiger Auswahl beisammen und umfaßte vier Ochsenwagen mit den dazu gehörigen Führern, zwei Buggys, an die je zwei Pferde eingespannt wurden.

Die Karren waren schon theilweise beladen und so brauchte man nur noch auf das Gepäck der Eisenbahn zu warten, so daß sie binnen 24 oder 36 Stunden bereit waren.

Mrs. Branican prüfte sorgfältig die ganzen Vorbereitungen, und man glaubte unter diesen Bedingungen ohne Mühe die Grenze erreichen zu können, wo die Thiere Gras und Wasser finden.

„Mrs. Branican,“ sagte Tom Marix, „so lange wir der telegraphischen Linie folgen, wird das Land genug bieten und die Thiere werden nicht viel zu leiden haben; aber weiter gegen Westen werden wir die Pferde und Ochsen durch Kameele ersetzen müssen, denn nur diese Thiere können jenen heißen Gegenden trotzen, da sie tagelang kein Wasser brauchen.“

„Ich weiß es, Tom Marix,“ erwiderte Dolly, „und ich verlasse mich ganz auf Ihre Erfahrung; wir werden die Karawane in dieser Weise bei der Station Alice-Spring umgestalten, wo ich binnen kurzem einzutreffen hoffe.“

„Die Kameeltreiber sind vor vier Tagen dahin aufgebrochen,“ sagte Zach Fren, „und sie werden uns dort erwarten.“

„Bergessen sie nicht, Mistreß,“ sagte Tom Marix, daß die eigentlichen Schwierigkeiten erst dort beginnen werden . . .“

„Wir werden sie zu besiegen wissen!“ erwiderte Dolly.

Der erste Theil der Reise, ein Weg von ungefähr 350 Meilen, ging seinem Ende entgegen. Sie hatten die Absicht, wenn in Alice-Spring die Karawane durch Kameele ergänzt werde, dieselben von den Weißen besteigen zu lassen, weil man von ihnen aus besser das Herannahen eines Feindes oder die zerstreut liegenden Cisternen der Wüste erblicken könne.

Wir müssen hier erwähnen, daß die Forschungsreisen in Australien nur mit Kameelen unternommen werden, weil diese Thiere sich vorzüglich dazu eignen. Die Forschungsreisenden Burke, Stuart, Giles wären keinen solchen Strapazen unterworfen gewesen, wenn sie diese Thiere benutzt hätten. Im Jahre 1866 importirte Edler eine große Anzahl dieser Thiere, die auch vorzüglich gediehen. Ohne Zweifel verdankte nur ihnen der Oberst Warburton den glücklichen Erfolg seiner kühnen Forschungsreise, welche Alice-Spring zum Ausgangspunkt und Rockbonne an der Küste von Wittland als Ankunftsstation hatte. Den gleichen Erfolg verdankte David Lindsay den Kameelen bei Durchkreuzung des Continentes von Norden nach Süden.

Mit Rücksicht auf diese kühnen Forschungsreisenden zögerten auch Mrs. Branican's Leute nicht, den Gefahren und Strapazen aller Art zu trohen.

„Sie wissen wohl nicht, Mrs. Branican,“ sagte Zach Tren, „daß wir schon auf dem Wege nach Alice-Spring überholt sind?“

„Ueberholt, Zach?“

„Ja, Mistreß.“ Erinnern Sie sich nicht mehr an jenen Engländer und chinesischen Bedienten, die mit uns auf dem Schiffe nach Adelaïde fuhren?“

„In der That,“ erwiderte Dolly. „Aber sind sie nicht in Adelaïde zurückgeblieben?“

„Nein, Mistreß.“ Vor drei Tagen kam Jos Meritt — so heißt dieser Engländer — mit der Eisenbahn in Farina an. Er fragte mich nach den Einzelheiten unserer Expedition und den Weg, welchen sie nehmen wird; er antwortete nur: „Gut! . . . D! . . . Sehr gut!“ während sein Chinese mit dem Kopf schüttelte und zu sagen schien: „Schlecht! . . . D! . . . Sehr schlecht!“ Am folgenden Tage brachen sie Beide frühzeitig auf und schlugen die Richtung gegen Norden ein.

„Wie reisen sie?“ fragte Dolly.

„Zu Pferd; aber von der Station Alice-Spring werden sie ihr Dampfschiff mit einem Segelschiff vertauschen . . . was auch wir thun werden.“

„Ist dieser Engländer ein Forschungsreisender?“

„Darnach sieht er mir nicht aus. Er scheint vielmehr von einer fixen Idee besessen zu sein.“

„Hat er nicht gesagt, warum er sich in diese Wüste wage?“

„Nein Wort, Mistreß. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß er sich mit dem Chinesen nicht einer Gefahr wird aussetzen wollen. Nun, ich wünsche ihm eine glückliche Reise.“

„Vielleicht werden wir mit ihm in Alice-Spring zusammentreffen.“

Am folgenden Tage, den 11. März, um 5 Uhr Nachmittags waren alle Vorbereitungen vollendet. Die Wagen waren voll von all dem Nothwendigen für diese lange Reise.

Da waren Fleisch- und Gemüseconserven mit den besten amerikanischen Marken, Mehl, Thee, Zucker, Salz, ohne die Medicamente zu rechnen, welche die Apotheke enthielt. Mehrere Fäßchen enthielten Wein, Rum und Branntwein. Auch sehr viel Tabak war vorhanden, welcher weniger für den ausschließlichen Gebrauch der Männer, als wie auf den Tauschhandel mit den Eingeborenen berechnet war, bei welchen derselbe so viel wie klingende Münze ist. Mit Tabak und Branntwein würde man ganze Stämme des westlichen Australiens kaufen können. Mehrere große Rollen Tabak und viele andere nützliche Gegenstände bildeten einen separaten Theil des Gepäcks, da sie als Lösegeld für den Capitän John bestimmt waren. Auf den Ochsenwagen befanden sich Zelte, Decken, Kisten mit Kleidern und Wäsche, die nothwendigen Sachen für Mrs. Branican und ihre Dienerin Harriette, die Effecten Zach Fren's, Röchengeräthe, Petroleum zum Kochen, Munition für die Jagd und für die Feinde.

So brauchte denn nur das Signal zum Aufbruche gegeben zu werden. Mrs. Branican, voll Ungeduld, setzte den Aufbruch für den nächsten Tag fest, und es wurde beschlossen, bei Sonnenaufgang Farina zu verlassen und die Richtung gegen Norden längs der Telegraphenlinie einzuschlagen.

Um 9 Uhr Abends begaben sich Dolly und ihre Dienerin Harriette mit Zach Fren nach einer nochmaligen Prüfung der Vorräthe in das Haus, welches sie neben dem Bahnhofe bewohnten. Sie schlossen die Thür und wollten sich eben auf ihr Zimmer zurückziehen, als draußen geklopft wurde. Zach Fren öffnete die Thür und prallte überrascht zurück.



Draußen stand der junge Matrose vom „Brisbane“, ein kleines Bündel unter dem Arm, den Hut in der Hand.

In der That, es schien, als ob Mrs. Branican errathen hätte, daß er es war . . . Ja, ja, und wie soll man sich das erklären? . . . Obgleich sie nicht darauf gefaßt war, den Knaben zu sehen, so hatte sie doch immer gedacht, daß er versuchen würde, sich ihr zu nähern . . . Wie dem auch immer sein möge, bevor sie ihn noch erblickte, rief sie Godfrey.

Eine halbe Stunde zuvor war Godfrey mit dem Zug von Adelaïde angekommen.

Einige Tage vor der Abfahrt des Postdampfers hatte er von dem Capitän seine Löhnung verlangt und das Schiff verlassen. Wie oft befand er sich nicht bei dem Hotel, wo Mrs. Branican wohnte! Wie oft folgte er ihr nach, ohne von ihr gesehen zu werden, ohne zu versuchen, sie anzusprechen! Uebrigens wußte er, daß Zach Fren nach Tarina aufgebrochen sei, um eine Karawane zu organisiren; sobald er erfahren hatte, daß auch Mrs. Branican Adelaïde verlassen hatte, fuhr er ihr mit der Eisenbahn nach

Was wollte denn Godfrey?

Godfrey wurde in das Haus geführt und stand bald Mrs. Branican gegenüber.

„Sie sind es . . . mein Kind, Sie, Godfrey?“ sagte sie, ihn bei der Hand nehmend.

„Er ist es und was will er,“ murmelte Zach Fren ärgerlich, denn die Anwesenheit dieses Burschen schien ihm sehr lästig zu fallen.

„Was ich will?“ erwiderte Godfrey. „Ich will Ihnen folgen, Mistreß, so weit als Sie gehen, ich will mich nie mehr von Ihnen trennen . . . Ich will mit

Ihnen den Capitän Branican suchen, ihn finden, ihn nach San-Diego zurückbringen, ihn seinen Freunden . . . seinem Vaterlande wiedergeben.“

Dolly konnte sich nicht fassen. Das Gesicht dieses Kindes. Es war John . . . ihr geliebter John, den sie im Geiste sah.

Godfrey lag auf den Knien, erhob die Hände und bat flehentlich:

„Nehmen Sie mich mit . . . Mistreß, nehmen Sie mich mit!“

„Komm, mein Kind, komm!“ rief Dolly und zog ihn an ihr Herz.

## V.

### Durch die Provinz von Südaustralien.

Am 12. September setzte sich die Karawane in Bewegung. Die Witterung war schön, die Hitze nicht groß, denn einige leichte Wolken milderten die Glut der Sonnenstrahlen. Unter diesem 31. Breitegrade und in dieser Jahreszeit breitete sich die Hitze aus, und die Forschungsreisenden wissen nur allzu gut, wie furchtbar sie wird, wenn weder Regen noch Schatten sie in diesen Ebenen mildern.

Es war nur zu bedauern, daß Mrs. Branican nicht fünf oder sechs Monate früher diese Reise antreten konnte, denn während des Winters wäre sie viel erträglicher gewesen. Wenn auch das Thermometer in dieser Jahreszeit manchmal bis zum Gefrierpunkt sinkt, so ist doch die Kälte weniger zu fürchten als die Hitze, welche die Quecksilbersäule im Schatten bis über

40 Grad treibt. Vor dem Monat Mai lösen sich die Dünste in reichliche Regengüsse auf, wodurch sich die Cisternen füllen, so daß man nicht tagelang reisen muß, ohne auf Wasser zu stoßen. Die Wüste Australiens ist gegen die Karawanen grausamer, als wie die Sahara, denn letztere hat doch Oasen.

Aber Mrs. Branican hatte weder in der Zeit, noch in der Richtung eine Wahl. Sie brach auf, weil sie aufbrechen mußte, sie wollte diesen furchtbaren Strapazen trohen, weil sie trocken mußte. Den Capitän John aufzufinden, ihn den Eingeborenen zu entreißen, verlangte keinen Aufschub, und sollte sie dabei auch zugrunde gehen.

Die Karawane, welche seit der Ankunft Godfrey's aus einundvierig Personen bestand, marschirte in folgender Weise. An der Spitze die fünfzehn Eingeborenen, bekleidet mit einer Hose und einer Jacke, auf dem Kopfe einen Strohhut, die Füße nackt nach ihrer Gewohnheit. Sie waren mit einem Gewehre, einem Revolver und einem Schwerte bewaffnet, und bildeten unter dem Befehle eines Weißen die Avantgarde, der selbst wieder Rundschafter war. Hinter ihnen zogen zwei Pferde einen Buggy, in welchem Mrs. Branican und ihre Dienerin Platz genommen hatten. Ein Segeltuch, das weggenommen werden konnte, schützte sie gegen Regen und Sturm. In einem zweiten Buggy saßen Zach Fren und Godfrey. Wenn auch jener zuerst nicht sehr erfreut war über die Ankunft des Burschen, so schloß er doch bald Freundschaft mit ihm, da er Mrs. Branican so anhänglich war. Hierauf kamen die vier Ochsenwagen, an den Seiten und rückwärts befanden sich die Männer des Tom Marix, welche ganz wie ihr Befehlshaber gekleidet waren. Sie hatten dunkle Hosen, hohe

Stiefeln, um die Taille einen Gürtel, auf dem Kopfe einen weißen Leinenhelm, und um den Oberkörper einen leichten Kautschukrock; bewaffnet waren sie wie die Eingeborenen. Diese Leute waren zu Pferd und recognoscirten entweder den Weg oder sahen sich nach einem Lagerplatz für die Nacht um.

Auf solche Weise legte die Karawane täglich zwölf bis dreizehn Meilen zurück, manchmal durch dichte Wälder, wo die Wagen nur langsam vorwärts kamen. Abends hatte Tom Marix die Bewachung des Lagers über, und bei Sonnenaufgang brach man wieder auf.

Die Strecke zwischen Farina und Alice-Spring — ungefähr 700 Kilometer oder 350 Meilen — bot weder ernste Gefahren noch große Anstrengungen, und würde wahrscheinlich etwa dreißig Tage beanspruchen. Da man nun hierauf die Karawanen angesichts der Wüste mit Kameelen ergänzen mußte, so würde man vor dem ersten Drittel des Monats October nicht weiter kommen.

Als die Expedition Farina verließ, zog sie mehrere hundert Meilen dem neuen Eisenbahnbau entlang; dann fuhr sie neben der telegraphischen Verbindung weiter. Da Tom Marix neben dem Wagen der Mrs. Branican ritt, fragte sie ihn über diese telegraphische Linie.

„Sie wurde im Jahre 1870,“ erwiderte Tom Marix, „16 Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung von Südastralien, beschlossen, und zwar vom Süden bis zum Norden des Continentes, zwischen Port Adelaide und Port Darwin. Die Arbeiten wurden so rasch in die Hand genommen, daß die Linie im Jahre 1872 fertig war.“

„Mußte man nicht zu diesem Zwecke den ganzen Continent in dieser Richtung erforschen?“



„Sie haben Recht, und zwar verdanken wir diese Leistung einem unserer größten Forschungsreisenden, Stuart, der von 1860 bis 1861 diesen Weg genommen hat.“

„Wer ist der Erbauer dieser Linie?“

„Ein ebenso kühner als tüchtiger Ingenieur, Namens Todd, der Generalpostmeister von Adelaide, einer unserer Mitbürger, den Australien verehrt, wie er es auch verdient.“

„Hat er hier das nothwendige Material gefunden?“

„Nein, Mistreß,“ erwiderte Tom Marix, „er mußte die Isolatoren und die Drähte von Europa bringen lassen. Jetzt wäre freilich die Colonie im Stande, Alles für jedes beliebige industrielle Unternehmen zu liefern.“

„Haben denn die Eingeborenen diese Arbeiten nicht zu zerstören versucht?“

„Sie thaten im Anfange noch mehr. Sie vernichteten nämlich das Material, und so kamen denn auf einer Strecke von 1850 Meilen fortwährende Kämpfe vor, die zuletzt doch lästig fielen und das ganze Unternehmen gefährdeten. Da kam denn Todd auf eine wahrhaft geniale Idee. Nachdem er sich einiger Häuptlinge bemächtigt hatte, ließ er ihnen mehrere heftige elektrische Schläge zukommen, worüber sie so entsetzt waren, daß ihre Kameraden nicht mehr wagten, sich den Arbeiten und dem Material zu nähern. So konnte denn die Linie vollendet werden und functionirt jetzt ganz regelmäßig.“

„Wird sie nicht von der Polizei bewacht?“ fragte Mrs. Branican.

„Von der Polizei nicht, wohl aber durch Schwarze, die in ihrem Dienste stehen.“

„Kommt diese Polizei nie in die Central- und östlichen Gegenden?“

„Nie oder wenigstens sehr selten, Mistreß, da es so viel in den bewohnten Districten zu thun giebt.“

„Wieso ist es denn Niemandem eingefallen, diese schwarze Polizei den Indas auf die Spur zu schicken, als man erfuhr, daß der Capitän Branican von ihnen gefangen gehalten wird . . . und das seit fünfzehn Jahren?“

„Sie vergessen, Mistreß, daß weder wir noch Sie etwas davon wußten und es erst nach der Auffindung Harry Felton's bekannt wurde!“

„Das ist richtig,“ erwiderte Dolly, „seit einigen Wochen!“

„Ich weiß übrigens,“ fuhr Tom Marix fort, „daß die schwarze Polizei den Befehl erhalten hat, die Gegenden von Tasmanland zu durchstreifen und daß eine starke Abtheilung dahin gesendet werden soll; aber ich fürchte . . .“

Tom Marix hielt inne. Mrs. Branican bemerkte nicht sein Zögern.

So sicher als Tom Marix seine übernommenen Pflichten bis zu Ende führen wollte, so sah er doch keinen Erfolg von der ganzen Expedition heraus, denn er wußte, wie schwer diese Nomadenvölker zu erreichen sind. Auch konnte er weder das blinde Vertrauen der Mrs. Branican, noch die Ueberzeugung Zach Fren's, noch die Zuversicht Godfren's theilen; doch wollte er, das müssen wir nochmals wiederholen, seine Pflicht thun.

Am 15. September lagerte die Karawane bei dem Dorfe Boorloo, wo die telegraphische Linie fast in einem rechten Winkel gegen Westen biegt. In einer

Entfernung von ungefähr zwölf Meilen übersezt sie den Cabanna, das den ehernen Fäden auf den Pfählen ein leichtes war, schwerer aber einer Karawane. Man mußte daher eine Furt suchen, die der junge Matrose schnell entdeckte, indem er kühn in den reißenden Fluß sprang.

Am 20. September kam die Karawane nach Emerald-Spring, nachdem sie oft Wälder mit Bäumen in einer Höhe von 200 Fuß durchzogen hatten. So sehr Dolly an den Reichthum der Wälder von Californien aus gewohnt war, so hätte sie doch diese großartige Vegetation bewundern müssen, wenn nicht immer ihre Gedanken in jener Einöde gewesen wären, wo die sandige Düne kaum einiges magere Gestrüpp hervorbringt.

Tom Marix kannte das Land sehr gut, und Mrs. Branican hätte keinen besseren Führer finden können, der mit so viel Eifer und Einsicht sich der Sache widmete.

Tom Marix fand aber auch in dem jungen Manne eine kräftige und entschlossene Stütze und er mußte sich oft über den Eifer dieses vierzehnjährigen Knaben wundern. Godfrey erklärte, wenn es nothwendig wäre, so wolle er allein in das Innere vordringen. Kräftig auf sein Alter hin, abgehärtet durch das Seemannsleben, war er oft der Karawane voraus, so daß man ihn manchmal gar nicht sah. Blieb er auf seinem Plaze, so geschah es nur auf den ausdrücklichen Befehl Dollys. Weder Zach Fren noch Tom Marix würden bei ihm das erreicht haben, was sie nur durch einen Blick erlangte. Wenn dieser nicht ihr Sohn wäre, wenn nicht nach den Gesetzen der Natur, so sollte er es wenigstens durch Adoption werden. God-

frey sollte sie nie mehr verlassen . . . und John würde auch die Liebe theilen, welche sie für dieses Kind fühlte.

Eines Tages blieb er sehr lange fort, denn er war schon einige Meilen der Karawane voraus.

„Mein Kind,“ sagte sie zu ihm, „Du mußt mir versprechen, Dich nicht mehr ohne meine Einwilligung zu entfernen. Wenn ich Dich fortgehen sehe, da bin ich unruhig, bis Du wieder da bist. Du läßt uns immer stundenlang ohne jede Nachricht.“

„Mrs. Dolly,“ erwiderte er, „ich muß doch recognosciren . . . Man hatte einen Nomadenstamm signalisirt, der an der Warmercreek lagere . . . Ich wollte den Häuptling besuchen und ihn fragen . . .“

„Was hat er gesagt?“ fragte Dolly.

„Er hatte von einem Weißen sprechen hören, der von Westen kam und die Richtung gegen Queensland einschlug.“

„Wer war dieser Mann?“

„Ich verstand schließlich, daß es sich um Harry Felton handelte, und nicht um den Capitän Branican. Aber wir werden ihn doch finden . . . ja, wir werden ihn finden . . . Ach, Mrs. Dolly, ich liebe ihn wie Sie ihn lieben, Sie, die für mich eine Mutter ist.“

„Eine Mutter,“ sagte Mrs. Branican.

„Aber ich kenne Sie, während ich ihn, den Capitän John, nie gesehen habe . . . Und ohne diese Photographie, welche Sie mir gegeben haben . . . welche ich immer bei mir habe . . . zu der ich spreche . . . die mir zu antworten scheint . . .“

„Du wirst ihn eines Tages kennen lernen, mein Kind,“ erwiderte Dolly, „und er wird Dich ebenso lieb haben wie ich.“



Am 24. September machte die Karawane bei William-Spring Halt, 42 Meilen nördlich von Emerald.

Am 29. September verließen sie die Station Umbum und zwei Tage darauf erreichten sie The-Beak, welche für den Telegraphendienst erst gegründet worden war.

Beim Ausbruche von dieser Station hatte die Karawane einen Vorgesmack von den Strapazen, welche ihnen der Durchzug der Wüste Australiens bereiten sollte. Sie mußten über einen sehr trockenen Boden bis zu den Ufern des Macumbastuffes, dann darüber, und hierauf begann ein nicht weniger beschwerlicher Marsch bis zu der Station Lady-Charlotte.

Auf diesen ungeheuren Ebenen, wo nur hie und da einige Baumgruppen standen, war immer noch Wild genug, wenn dies der richtige Ausdruck ist. Da sprang eine kleinere Art von Känguruh, die sogenannten Wallabis, in mächtigen Sätzen dahin, dort bemerkte man einige Casuare mit ihrem herausfordernden und stolzen Blick, wie der des Adlers. Diese Vögel haben aber das vor ihrem Könige voraus, daß sie ein fettes und nahrhaftes Fleisch gleich dem des Kindes liefern. Tom Mariz machte seine Gefährten aufmerksam, daß die hohlen Gummibäume gewöhnlich als Schlupfwinkel von den Bären benutzt werden und sie hatten auch bald Gelegenheit, einen derselben zu tödten.

Von den Eingeborenen wurde die Karawane bisher noch gar nicht belästigt, denn diese haben nördlich, östlich und westlich von der Telegraphenlinie ihre Lager.

Je weiter sie in diese Gegenden, die immer trockener wurden, vordrangen, desto mehr konnte Tom Marix den Instinct der Ochsen, welche das Gepäck zogen, benutzen. Es scheint, daß sich dieser Instinct in der Rasse seit ihrer Importirung nach Australien entwickelt hat und mit welchem sich diese Thiere immer zu den Gewässern hinwenden, wo sie ihren Durst löschen können. Sie täuschen sich selten und die Leute brauchen ihnen nur zu folgen, was unter Umständen oft sehr werthvoll ist.

Am 7. October blieben die Ochsen des vordersten Wagens plötzlich stehen, was auch die anderen Gespanne sofort thaten. Die Führer trieben sie vergebens an, und es gelang ihnen nicht, sie nur einen Schritt nach vorwärts zu bringen.

Tom Marix, welcher sofort davon in Kenntniß gesetzt wurde, ritt zu dem Wagen der Mrs. Branican hin.

„Ich weiß, was das ist,“ sagte er; „wenn wir noch keinen Eingeborenen auf unserer Route begegnet sind, so übersehen wir jetzt einen Pfad, welchen sie gewöhnlich benutzen. Und da unsere Ochsen ihre Spuren riechen, so weigern sie sich, weiterzugehen.“

„Warum mag das sein?“ fragte Dolly.

„Den Grund kennt man nicht genau. Aber es ist wahrscheinlich, daß die ersten Ochsen, die in Australien importirt wurden, von den Eingeborenen so mißhandelt wurden, daß sie sich dies nicht nur merkten, sondern auch auf die späteren Generationen vererbten.“

Mag nun diese Erklärung richtig sein oder nicht, man brachte die Ochsen nicht dazu, ihren Weg weiter fortzusetzen. Man mußte sie ausspannen, sie umdrehen und mit Peitschenhieben zwingen, zwanzig Schritte

nach rückwärts zu machen. Auf solche Weise überschritten sie den Pfad, und als sie wieder eingespannt wurden, setzten sie ruhig den Weg fort.

Als die Karawane die Ufer des Flusses Macumba erreichte, da konnte jeder derselben, Mensch wie Thier, seinen Durst löschen.

Am 10. October machten sie in der Station Lady-Charlotte Halt, nachdem sie 320 Meilen von Farina aus zurückgelegt hatten. Sie befanden sich jetzt an der Grenze zwischen Südaustralien und Alexander-Land, welches von Stuart im Jahre 1860 erforscht wurde.

---

## VI.

### Eine unerwartete Begegnung.

Auf der Station Lady-Charlotte ersuchte Tom Maria Mrs. Branican um eine Rast von 24 Stunden, da wegen der großen Hitze die Zugthiere sehr abgemattet waren. Dolly sah das ein und man lagerte sich nun, so gut es ging. Die Station bestand nur aus einigen Hütten, deren Bevölkerung die Karawane während eines Tages verdreifachte. Ein Trapper, welcher in der Nähe ein hübsches Haus hatte, bot Mrs. Branican eine bequemere Gastfreundschaft an, die sie auch annahm, und sich nach Waldek-Hill begab.

Dieser Trapper war nur ein Pächter jener ungeheueren Besitzungen, Run genannt, die sich in Australien vorfinden. Ein solches Run umfaßt bis 6000 Hektar, besonders in der Provinz Victoria. Obgleich Waldek-Hill eine solche Größe nicht hatte, so war sie doch nicht unbedeutend. Umgeben von Pallisaden, diente sie besonders zur Schafzucht, wes-

halb eine Menge Schäfer, Züchter und andere Leute mehr da waren. Der salzige Boden brachte es mit sich, daß man gerade hier einen günstigen Platz für die Schafzucht erkannte.

Um diese Zeit begann eben in Waldef-Hill die Schaffschur, und seit einigen Tagen befanden sich eine Menge herumreisender Scherer dort, um ihr einträgliches Gewerbe auszuüben.

Als Mrs. Branican in Begleitung von Zach Fren die Pallisaden durchschritten hatte, war sie von dem regen Leben überrascht, welches dort herrschte. Die Arbeiter verloren keine Minute. Das Krächzen der Schere, das Blöcken der Schafe, die Rufe der Männer zu einander, dieses Kommen und Gehen mit den Körben, in denen die Wolle fortgetragen wurde, war sehr interessant. Ueberall, wo viele Arbeiter sind, müssen auch Aufseher sein, von denen sich auch einige in Waldef-Hill befanden. Auf solche Weise verdienen sich Frauen wie Männer ihren Lebensunterhalt.

Wie groß war die Ueberraschung der Mrs. Branican — eigentlich nicht Ueberraschung, sondern Bestürzung —, als sie plötzlich hinter sich ihren Namen hörte.

Eine Frau stürzte herbei, warf sich auf die Knie und hob flehend die Hände zu ihr empor . . .

Es war Jane Burker . . . Jane, weniger durch die Jahre als durch Kummer gealtert, das Haar ergraut, mit fast unerkennbaren Gesichtszügen, die Dolly aber doch erkannte.

„Jane!“ rief sie.

Sie hob sie auf, die beiden Cousinen lagen sich in den Armen.



Welches Leben führten die Burkers seit zwölf Jahren? Ein elendes, sogar ein verbrecherisches, wenigstens was den Gatten der unglücklichen Jane anbelangt.

Als Len Burker sich den Nachstellungen in San-Diego entzog, flüchtete er nach Mazatlan, einem Hafen an der westlichen Küste von Mexiko. Man erinnert sich, daß er im Prospect-House die Mulattin Nô zur Bewachung Dollys zurückgelassen hatte, die damals noch in geistiger Umnachtung war. Als aber kurze Zeit darauf die unglückliche Kranke in die Heilanstalt des Dr. Brumley übertragen wurde, reiste die Mulattin ihrem Herrn nach, dessen Zufluchtsort sie kannte.

Len Burker ließ sich unter falschem Namen in Mazatlan nieder, so daß ihn die californische Polizei nicht entdecken konnte. Uebrigens blieb er auch nur fünf bis sechs Wochen in dieser Stadt, denn mit dem wenigen Gelde — er hatte nur noch etwa 3000 Pfaster unterschlagener Beträge — konnte er in den Vereinigten Staaten nicht mehr viel anfangen, und er beschloß daher, Amerika ganz zu verlassen. Australien schien ihm ein günstiges Feld zu sein, wo es noch etwas zu machen gebe, bevor er seinen letzten Dollar ausgegeben hätte.

Jane, die unter der unumschränkten Herrschaft ihres Mannes stand, hatte nicht die Kraft, ihm entgegenzutreten; Mrs. Branican, ihre einzige Verwandte, wahnsinnig; Capitän John todt, und es war über sein Schicksal kein Zweifel mehr . . . der „Franklin“ war mit Mann und Maus untergegangen. Nichts konnte daher Jane ihrem traurigen Schicksale, dem sie Len Burker entgegenführte, entreißen und sie mußte unter solchen Umständen mit nach Australien auswandern.

Sie kamen in Sydney an und hier verwendete Len seine letzten Hilfsquellen zu neuen Betrügereien, die er aber mit größerer Schlaubeit verübte, als in San-Diego. Dann ließ er sich in gewagte Speculationen ein, bei denen er das ganze Geld wieder verlor, welches er bei seinen unehrlichen Gebarungen im Ansfange „verdient“ hatte.

Uchzehn Monate nach seiner Flucht von San-Diego mußte er auf gleiche Weise Sydney verlassen und sein Glück an einem anderen Orte suchen. Aber dieses war ihm in Brisbane nicht mehr hold; er flüchtete sich von neuem und begab sich in die entlegensten Districte von Queensland.

Jane folgte ihm und mußte die schwersten Arbeiten verrichten, um nur die nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten zu können. Gemartert und gepeinigt von dieser Mulattin, die noch immer der böse Geist Len Burker's war, wollte die Unglückliche oft entfliehen, oft ihrem elenden Dasein ein Ende bereiten. Aber dies war sie bei ihrem schwachen, unentschlossenen Charakter nicht im Stande. Armer Hund, der Schläge erhält und das Haus nicht zu verlassen wagt!

Um diese Zeit las Len Burker in den Zeitungen von den Versuchen, die Ueberlebenden des „Franklin“ aufzufinden. Die zwei Fahrten des „Dolly-Hope“, welche auf Initiative der Mrs. Branican unternommen wurden, erklärten ihm die ganze Sachlage: 1. Daß Dolly wieder ihre Vernunft erlangt hatte, 2. daß sie das ungeheure Vermögen, welches sie von ihrem Onkel Edward Starter geerbt hatte, für diese beiden Unternehmungen verwende. Er erfuhr auch den Mißerfolg dieser Fahrten und die Gewißheit, daß der letzte Ueberlebende des „Franklin“ auf der Insel Browse gestorben sei.

Zwischen dem Vermögen Dollys und Jane, ihrer einzigen Erbin, stand kein Kind, kein Gatte mehr, und so große Schicksalsschläge mußten ihre Gesundheit erschüttert haben. Das jagte sich Burker. Aber was konnte er versuchen? Die Verbindung mit Mrs. Brancian wieder aufzunehmen, war unmöglich. Sie durch Vermittlung Janes um Hilfe anzuflehen, traute er sich nicht, da er verfolgt wurde und bei dieser Gelegenheit leicht verhaftet werden konnte. Wenn aber Dolly stirbt, durch welches Mittel konnte er verhindern, daß die Erbschaft nicht Jane, vielmehr ihm — nicht entgehe?

Wir wissen noch, daß ungefähr sieben Jahre nach der zweiten Aussendung des „Dolly-Hope“ verflossen waren, als durch die Auffindung Harry Felton's die Katastrophe des „Franklin“ fraglich geworden war.

Während dieser Zeit wurde die Lage Len Burker's noch elender als sie schon war. Da er auf seiner verbrecherischen Laufbahn ohne jeden Erfolg noch weiter schritt, so hatte er nicht einmal mehr ein Heim, und Jane wurde dem Elend eines Nomadenlebens ausgesetzt.

Die Mulattin Nô war gestorben; aber Mrs. Burker brachte der Tod dieser Peinigerin, deren Einfluß auf ihren Gatten so verderblich war, keine Erleichterung. Da er jetzt auf seiner Laufbahn keine Gefährtin mehr hatte, so zwang er seine Frau, ihm in jene Länder zu folgen, wo die Verbrechen so häufig unbestraft bleiben. Nach Erschöpfung der Goldminen in der Provinz Victoria und nach dem Fortzuge der Tausenden von Goldsuchern, wurde dieses Land von einer Masse Menschen überfluthet, die sich wenig um die Geseze kümmerten. So hatte sich bald eine Classe jener gefürchteten Wegelagerer gebildet, die in

den Districten Australiens unter dem Namen „Varrifins“ bekannt sind.

Solchen Leuten schloß sich Len Burker an, als er wegen der Verfolgungen keine Stadt mehr betreten konnte, und je mehr er in die entlegeneren, der Polizei fern liegenden Gegenden kam, desto mehr wurde er ein Freund jener herumziehenden Verbrecher, welche unter dem Namen „Bushrangers“ bekannt sind, und die bis heute noch nicht verschwanden. Auf einer solch niedrigen Stufe befand sich Len Burker! An wie viel Blünderungen, Eisenbahnüberfällen und Verbrechen aller Art er in den letzten Jahren theilgenommen hatte, hätte nur er sagen können. Ja, nur er, denn Jane, die in irgend einer Ortschaft zurückgelassen wurde, wußte nichts von den verbrecherischen Thaten. Vielleicht klebte an den Händen dieses Mannes sogar Blut, und doch wagte sie nicht, ihn zu verrathen.

So waren zwölf Jahre verflossen und die Auffindung Harry Felton's hatte von neuem die öffentliche Aufmerksamkeit auf den „Franklin“ gezogen. Da die verschiedensten Zeitungen und Blätter Australiens diese Nachricht brachten, so konnte sie auch Len Burker nicht verborgen bleiben, der sie in dem „Sydney Morning Herald“ in einer kleinen Ortschaft von Queensland las, wohin er sich nach einem Blünderungszuge vor der nachsekenden Polizei geflüchtet hatte.

Zu derselben Zeit, als er von der Auffindung Harry Felton's las, vernahm er auch, daß Mrs. Branican San-Diego verlassen habe und nach Sydney komme, um mit dem zweiten Officier sprechen zu können. Fast ebenso rasch verbreitete sich das Gerücht, daß Harry Felton gestorben war, nachdem er sichere Angaben gemacht hatte. Ungefähr 14 Tage später hörte



Den Burker, daß Mrs. Branican in Adelaïde aus= gestiegen sei, um eine Karawane zu organisiren, an der sie theilnehmen würde und die den Zweck habe, die Wüsten der Mitte und des Nordwestens von Australien zu durchforschen.

Als Jane die Ankunft ihrer Cousine auf dem Continente erfuhr, war ihr erster Gedanke, sich zu ihr zu flüchten, aber da sie die Drohungen Len Burker's fürchtete, so wagte sie es nicht.

Jetzt entwarf der Glende einen Plan, der ihn endlich die gewünschte Zukunft erschließen sollte. Die entscheidende Stunde war gekommen. Er wollte Mrs. Branican auf ihrer Route begegnen, zu ihr zurück= kehren, sie bitten, sie begleiten zu dürfen, was Alles sicher ganz leicht zu erlangen sein würde. Es war kaum wahrscheinlich, daß der Capitän John, angenommen er lebte noch, bei den Eingeborenen gefunden werde, und es war möglich, daß Dolly den Strapazen dieser gefährlichen Reise unterliege. Ihr ganzes Vermögen käme dann auf Jane, ihrer einzigen Verwandten . . . Wer weiß? . . . Es giebt so viele Zufälle . . . wenn man das Talent hat, sie herbeizuführen . . .

Wohl verstanden, Len Burker hütete sich wohl, Jane von seiner Absicht, sich wieder Mrs. Branican zu nähern, in Kenntniß zu setzen. Er trennte sich von den Wegelagerern, ohne auf ihre Dienste für später vollständig zu verzichten, wenn es sich von neuem um einen Handstreich handelte. In Begleitung Janes ver= ließ er Queensland und begab sich nach Lady=Char= lotte, das nur etwa hundert Meilen entfernt war und welche Ortschaft die Karawane auf dem Wege nach Alice=Spring berühren mußte. So flossen drei Wochen hin. Len Burker befand sich in dem „Kun“ Waldes=

Hill als Aufseher; hier erwartete er Dolly, fest entschlossen, vor keinem Verbrechen zurückzuschrecken, das ihn in den Besitz der Erbschaft bringen konnte.

Als Jane nach Lady-Charlotte kam, ahnte sie noch gar nichts. Wie groß muß ihre Ueberraschung, man möchte eher sagen, Bestürzung gewesen sein, als sie so unerwartet sich Mrs. Branican gegenüber befand!

Len Burker war damals 45 Jahre alt und er hatte noch immer jenen lauernden falschen Blick, jenes heuchlerische Gesicht, das sofort Mißtrauen erweckte. Was Jane anbelangt, so schien sie um zehn Jahre älter zu sein als sie es wirklich war. Die Gesichtszüge waren verwelt, die Haare an den Schläfen gebleicht, der ganze Körper schwach. Aber ihr Auge bekam doch Glanz, der durch die Leiden schon fast ganz erloschen war, als sie Dolly erblickte.

Nachdem Mrs. Branican Jane in ihre Arme geschlossen hatte, führte sie dieselbe in ihr Zimmer, das ihr von dem Farmer in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt worden war. Hier gaben sich die beiden Frauen ganz ihren Gefühlen hin. Dolly erinnerte sich nur an die Pflege, mit der Jane sie im Prospect-House umgeben hatte. Sie hatte ihr nichts vorzuwerfen und sie war bereit, ihrem Gatten zu verzeihen, wenn er bereit wäre, sich nicht mehr von ihnen zu trennen.

Beide sprachen lange miteinander. Jane erzählte von ihrer Vergangenheit nur das, was sie sagen konnte, ohne Len Burker zu compromittiren, und Mrs. Branican fragte sie auch nicht weiter. Sie fühlte, wie sehr diese Arme gelitten hatte und noch litt. War das nicht genug, daß sie ihres Mitleides, ihrer Liebe würdig

war? Die Lage des Capitän John, die unerschütterliche Hoffnung, ihn bald zu finden, die Anstrengungen, die sie machen werde, um dahin zu gelangen, nur davon sprach sie . . . dann auch von ihrem kleinen, lieben Wat . . . Und als sie sogar sagte, daß er noch lebe, da wurde Jane so bleich, daß Dolly glaubte, die Arme befinde sich unwohl.

Jane gelang es doch, sich zu beherrschen, und nun erzählte sie ihr trauriges Leben von dem Tage an, wo ihre Cousine wahnsinnig geworden war bis zu jenem, der Len Burker zu der Flucht aus San-Diego zwang.

„Ist es möglich, arme Jane,“ sagte dann Dolly, „ist es möglich, daß in den vierzehn Monaten, während welchen Du mich pflegtest, ich keinen einzigen lichten Augenblick hatte? . . . Ist es möglich, daß ich mich gar nicht mehr an meinen John erinnerte?“

„Nein . . . Dolly!“

„Nun . . . Jane . . . so will ich Dir jetzt sagen, was ich Niemandem gesagt habe . . . Als ich wieder zur Vernunft kam . . . ja . . . da hatte ich die Ahnung, daß John noch lebe, daß ich nicht Witwe war . . . und es schien mir auch . . .“

„Auch?“

Ihre Augen drückten eine unaussprechliche Furcht aus, der Blick war verstört, sie erwartete voll Angst, was Dolly sagen werde.

„Ja, Jane,“ hub Dolly wieder an, „ich hatte das Gefühl, daß ich immer noch Mutter war.“

Jane sprang auf und schlug mit den Händen herum, als wollte sie ein entsetzliches Bild verscheuchen; ihre Lippen bewegten sich, ohne daß es ihr gelang, nur ein Wort herauszubringen. Dolly, die ganz in

Gedanken versunken war, bemerkte von alledem nichts und Jane war äußerlich wieder ruhiger geworden, als ihr Gatte auf der Schwelle erschien.

Er blieb bei der Thüre stehen, und sah seine Frau an, als wollte er sagen:

„Was hast Du gesagt?“

Jane, die unter seiner unbefiegbaren Herrschaft stand, fiel vor diesem Blick in ein Nichts zusammen.

Mrs. Branican verstand ihn. Der Blick Len Burker's erinnerte sie an seine Vergangenheit und an die Leiden Janes. Aber diese Auflehnung ihres Herzens dauerte nur einen Augenblick und sie war entschlossen, seine Leidenschaften zu bezähmen, um sich nie mehr von Jane zu trennen.

„Len Burker,“ sagte sie, „Sie wissen, daß ich nach Australien gekommen bin; es ist eine Pflicht, die ich verfolge, bis ich John wiederfinden werde, denn er lebt. Da Sie der Zufall auf meinen Weg gebracht hat, und ich Jane, meine einzige Verwandte wiedergefunden habe, so lassen Sie mir sie und erlauben Sie, daß sie mich begleitet, wie sie es wünscht . . .“

Len Burker zögerte mit der Antwort. Da er fühlte, daß sie gegen ihn voreingenommen sei, so wollte er, daß Mrs. Branican ihren Antrag noch in der Weise ergänze, daß sie ihn ersuchte, sich der Karawane anzuschließen. Nun, da Dolly aber schwieg, glaubte er doch, daß er sich selbst anbieten müsse.

„Dolly,“ sagte er, „ich entspreche sofort ohne Umschweife Ihrem Verlangen und war schon darauf gefaßt. Ich bin vollständig damit einverstanden, daß meine Frau bei Ihnen bleibe. Ja, das Leben ist uns beiden sehr hart geworden, seitdem mich mein Mißgeschick gezwungen hat, San-Diego zu verlassen. Wir



haben viel in diesen vierzehn Jahren gelitten und Sie sehen, daß mir das Glück auch auf der australischen Erde nicht hold war, da ich mir meinen Lebensunterhalt von einem Tage zum anderen suche, und wenn die Schaffschur hier in Waldek-Hill vorüber sein wird, weiß ich nicht, wo ich Arbeit finden werde. Da es mir nun auch leid sein würde, mich von Jane trennen zu müssen, so bitte ich meinerseits um die Erlaubniß, mich der Expedition anschließen zu dürfen. Ich kenne die Eingeborenen, mit denen ich schon oft zu thun hatte und kann daher von großem Nutzen sein. Zweifeln Sie nicht, Dolly, daß ich mein Möglichstes thun werde, um zur Befreiung des Capitän John nach Kräften beizutragen . . .“

Dolly sah ein, daß sie nur unter dieser Bedingung Jane als Gefährtin erhalten werde. Da er doch bis zu einem gewissen Grade auch von Nutzen sein konnte, so erwiderte schließlich Mrs. Branican, aber in sehr kühlem Tone:

„Einverstanden, Len Burker, und machen Sie sich zum Aufbruche fertig, denn morgen verlassen wir frühzeitig Lady-Charlotte . . .“

„Ich werde bereit sein,“ erwiderte Len Burker, der das Zimmer verließ ohne zu wagen, Mrs. Branican die Hand zu geben.

Als Zach Fren hörte, daß Len Burker sich an der Expedition betheiligen werde, so war er wenig erbaut, denn er kannte diesen Mann, dessen Betrügereien an Dolly ihm M. William Andrew seinerzeit ganz enthüllt hatte. Da er auch wußte, unter welchen Umständen dieser betrügerische Curator und alte Sünder von San-Diego flüchten mußte, so konnte er sich auch von dem Leben, das er seit vierzehn Jahren in Australien

führte, viel Schlechtes denken . . . Nun, er machte aber keine weitere Bemerkung, da er sah, wie glücklich Dolly sich fühlte, Jane in ihrer Nähe zu haben; doch in seinem Innern nahm er sich vor, Len Burker nicht aus den Augen zu verlieren.

Dieser Tag verlief ohne weiteren Vorfall. Len Burker, der nicht mehr gesehen wurde, traf seine Vorbereitungen zur Abreise und regelte seine Angelegenheit mit dem Richter von Waldet-Hill. Letzterer machte ihm weiter keine Schwierigkeiten und erbot sich sogar, seinem ehemaligen Aufseher ein Pferd zur Verfügung zu stellen, damit er die Karawane bis Alice-Spring begleiten könne, wo sie reorganisiert werden sollte.

Dolly und Jane blieben den ganzen Nachmittag und Abend in dem Hause von Waldet-Hill. Dolly vermied es, von Len Burker zu sprechen und machte nicht die geringste Anspielung auf das, was seit der Flucht von San-Diego vorgegangen war, da sie einsah, daß Jane dies nicht sagen konnte.

An jenem Abende kamen weder Tom Marix noch Godfrey in die Farm von Waldet-Hill, da sie auf Reconoscirung nach den ansässigen Eingeborenen geritten waren, die in der Nähe von Lady-Charlotte ihre Dörfer hatten. Erst am folgenden Tage hatte Mrs. Branican Gelegenheit, Jane ihren Adoptivsohn Godfrey vorzustellen.

Jane war von der auffallenden Ähnlichkeit dieses Knaben mit dem Capitän John so betroffen, daß sie ihn nicht anzusehen wagte. Welche Gefühle durchwogten ihre Brust, als ihr Dolly erzählte, unter welchen Umständen sie ihm an Bord des „Brisbane“ begegnet war . . . ein Findelkind aus den Straßen von San-

Diego, im Wat-House erzogen . . . ungefähr vierzehn Jahre alt . . .

Jane hörte bleich wie der Tod diesen Worten mit der größten Bestürzung zu.

Als Dolly sie allein ließ, fiel sie auf die Knie und rang die Hände; dann belebten sich ihre Züge . . .

„Er! . . . Er!“ rief sie bewegt aus. „Er! . . . bei ihr! . . . Gott hat es so gewollt!“

Einen Augenblick darauf verließ Jane Waldef-Hill und eilte in die Hütte, die ihr und ihrem Gatten als Wohnung diente. Len Burker schnürte eben ein Bündel zu, in dem sich einige Kleidungsstücke und andere nothwendige Sachen für die Reise befanden. Als er Jane bleich hereinstürzen sah, erschrak er.

„Was giebt es?“ fragte er barsch. „Sprich doch! . . . Wirst Du sprechen? . . . Was giebt es?“

„Er lebt!“ rief Jane . . . „Er ist hier . . . bei seiner Mutter . . . er, den wir für . . .“

„Bei seiner Mutter . . . Er lebt . . . Er? . . .“ erwiderte Len Burker, der wie vom Blitze getroffen da stand. Er hatte nur allzugut verstanden, wer „Er“ war.

„Er! . . .“ wiederholte Jane. „Er . . . das zweite Kind Johns und Dollys.“

Eine kurze Erklärung wird genügen, um uns mit dem bekannt zu machen, was vor Jahren in dem Prospect-House vorgefallen war.

Ein Monat nach der Ueberfiedlung in das Haus zu San-Diego bemerkten M. und Mrs. Burker, daß die geistesranke Dolly zum zweitenmale Mutter werden sollte. Geschickt von der Mulattin Nô bewacht, wurde Dolly, trotz der flehendlichen Bitten Janes, vor allen Freunden und Bekannten verborgen gehalten, indem man ihre Krankheit zum Vorwande nahm. Sieben

Monate später brachte die unglückliche Frau ein zweites Kind zur Welt, ohne daß eine Spur davon in ihrer Erinnerung wäre haften geblieben. Da um diese Zeit der Tod des Capitän John schon allgemein angenommen wurde, so durchkreuzte dieses Kind auf einmal die Hoffnungen Len Burker's auf die große Erbschaft Dollys. Aus diesem Grunde wurde nun das ganze Dienstpersonal im Prospect-House entlassen, und Dolly von allen Besuchern ferngehalten, ohne daß Jane sich diesen verbrecherischen Vorgängen ihres Mannes hätte widersetzen können. Das Kind wurde einige Stunden nach seiner Geburt von Mò in einer Straße von San-Diego ausgesetzt, glücklicherweise von einem Vorübergehenden gefunden und in das Findelhaus gebracht. Acht Jahre nach der Gründung von Wat-House ging der Knabe zur See. Jetzt erklärt sich die große Ähnlichkeit Godfren's mit dem Capitän John, seinem Vater, und jetzt sind uns die Gefühle verständlich, welche Dolly, die noch immer Mutter war, ohne es zu wissen, zu diesem Kinde hinzog.

„Ja, Len,“ rief Jane, „er ist es! . . . Es ist ihr Sohn! . . . Wir müssen Alles gestehen.“

Aber dies hätte von neuem seine Pläne durchkreuzt. Er fluchte, drohte und schwur; dann faßte er Jane bei der Hand, sah ihr fest in die Augen und sagte:

„Im Interesse Dollys . . . wie in dem Godfren's rathe ich Dir zu schweigen.“



VII.

Der Zug nach Norden.

Es war kein Zweifel, Godfrey war das zweite Kind des Ehepaars Branican. Diese Liebe, welche Dolly gleich vom ersten Anblicke zu dem Knaben hatte, erfloß nur aus dem mütterlichen Instinct. Aber es war ihr ganz unbekannt, daß dieser Knabe ihr Sohn ist, und wie hätte sie es jemals erfahren können, da Jane, durch die Drohungen Len Burker's eingeschüchtert, gezwungen wurde, zu schweigen, um Godfrey in keine Gefahr zu bringen. Alles einzugestehen war so viel, als den Knaben der Gnade Len Burker's zu überliefern, dessen sich der Glende, der ihn schon einmal dem Tode ausgesetzt hatte, auf diesem gefährlichen Zuge zu entledigen gewußt hätte . . . Mutter und Sohn durften nie wissen, welche Bande sie verknüpften.

Als Len Burker Godfrey zum erstenmale sah, da zweifelte er wegen der frappirenden Aehnlichkeit mit John nicht im geringsten, daß er das ausge setzte Kind sei. Jetzt, wo er den Untergang John Branican's als sicher ansah, erscheint auf einmal dieses Kind. Nun, Tod und Teufel diesem Knaben, wenn Jane das Geheimniß ausplaudern würde! Aber Len Burker konnte beruhigt sein; Jane würde schweigen.

Am 11. October brach die Karawane nach vierundzwanzigstündiger Rast wieder auf. Jane nahm in dem Buggy neben Mrs. Branican Platz; Len Burker, der ein ziemlich gutes Pferd hatte, ritt hin und her und sprach besonders gern mit Tom Marix von den

Ländern, welche sie längs der telegraphischen Linie zu durchziehen hatten. Er mied Zach Fren, der aus seiner Antipathie gegen ihn kein Hehl machte; ebenso ging er Godfrey aus dem Wege, dessen Blick er nicht ertragen konnte. So oft der Knabe zu dem Buggy der Mrs. Branican ritt, um mit Dolly und Jane zu sprechen, zog sich Len Burker zurück, um nicht bei ihm sein zu müssen.

Je tiefer die Expedition in das Innere vordrang, desto öder wurde das Land. Hier und da standen einige Farmen, wo sich die Arbeit auf die Schafzucht beschränkte, endlose Prairien breiteten sich aus, und die Gummibäume und Eukalypten bildeten nur mehr einzelne Gruppen, die in nichts den Wäldern von Südaustralien glichen.

Am 12. October, Abends 6 Uhr, lagerte die Karawane an den Ufern des Finke-River, in der Nähe des Danielberges, der im Westen emporsteigt. Die Geographen sehen diesen Fluß, den die Eingeborenen Larra-Larra nennen, als den größten von Centralaustralien an. Tom Marix machte Mrs. Branican während des Abends darauf aufmerksam, während Zach Fren, Len und Jane Burker ihr unter einem der Zelte Gesellschaft leisteten.

„Man wollte wissen,“ sagte Tom Marix, „ob der Finke-River seine Wasser in den ungeheuren Eyreseee ergieße, den wir jenseits von Farina-Town umgangen haben. Nun, diese Frage ist von dem berühmten Forscher David Lindsay im Jahre 1885 gelöst worden, der von der Station The-Beak, die wir auch berührt haben, dem Flusse bis zu der Stelle folgte, wo er in dem Sande verschwindet, nämlich nordöstlich von Dalhousien. Aber man glaubt, daß er in der Regenzeit seine Fluthen bis in den Eyreseee wälzt.“

„Wie lang mag der Finte-River sein?“ fragte Mrs. Branican.

„Man giebt ihm eine Länge von ungefähr 900 Meilen,“ erwiderte Tom Marix.

„Müssen wir ihm lange folgen?“

„Nur einige Tage, denn er macht sehr viele Biegungen und wendet sich schließlich gegen Westen.“

„Diesen David Lindsay, von dem Sie da sprechen, habe ich gekannt,“ sagte Len Burker.

„Sie haben ihn gekannt?“ fragte Zach Fren in einem Tone, der deutlich den Zweifel zum Ausdruck brachte.

„Ist denn da gar so etwas Erstaunliches dabei?“ versetzte Len Burker. „Ich bin ihm bei Dalhousien begegnet, von wo er an die Westgrenze von Queensland zog, das ich damals für ein Haus in Brisbane bereifte.“

„Ja, den Weg schlug Lindsay damals ein,“ hub Tom Marix wieder an. „Dann zog er nach Alice-Spring zurück, von da gegen den Golf von Carpentaria, wo er seine zweite Reise von Süden nach Norden durch den Continent vollendete.“

„Ich füge hinzu,“ sagte Len Burker, „daß David Lindsay von einem deutschen Botaniker, namens Dietrich, begleitet war. Ihre Karawane bediente sich nur der Kameele als Lastthiere. Ich glaube, daß Sie, Dolly, auch die Absicht haben, die Ihrige jenseits von Alice-Spring so zusammenzustellen und ich bin sicher, daß Sie Erfolg haben werden wie David Lindsay...“

„Ja, wir werden Erfolg haben,“ sagte Mrs. Branican.

„Niemand zweifelt daran,“ fügte Zach Fren hinzu.

Es schien nicht unwahrscheinlich, daß Len Burker David Lindsay begegnet habe, was auch Jane bestätigte. Aber wenn Dolly ihn gefragt hätte, für welches Haus in Brisbane er damals reiste, so wäre er vielleicht durch diese Frage in Verlegenheit gekommen.

In den Stunden, welche Mrs. Branican und ihre Gefährten an dem Ufer des Finke-River zubrachten, hörte man indirecte Nachrichten über den Engländer Jos Meritt und Gin-Ghi, seinen chinesischen Bedienten. Beide waren der Karawane ungefähr 12 Meilen voraus. Man erfuhr nämlich von den Eingeborenen, daß sich dieser famose Hutsammler vor fünf Tagen mit seinem Bedienten in dem Dorfe Kilna aufgehalten habe, ungefähr eine Meile von der Station entfernt.

Kilna zählt einige hundert Schwarze — Männer, Frauen und Kinder —, welche in unförmlichen Hütten aus Rinde leben. Diese Hütten heißen in der australischen Sprache „Billums“, und wir können nicht umhin, auf die Aehnlichkeit dieses Wortes mit dem französischen „ville“ und dem englischen „village“ aufmerksam zu machen.

Diese Eingeborenen, von denen einige einen bemerkenswerthen Typus haben, kräftig und von einem unermüdlichen Temperamente sind, verdienen näher ins Auge gefaßt zu werden. Meistentheils haben sie vorspringende Augenbrauen, dichtes, gekräuseltes Haar, eine kleine Stirne, große Nasenlöcher, einen großen Mund mit starkem Gebiß.

Woher stammen diese Eingeborenen des fünften Welttheiles? Existirte wirklich einmal — wie es mehrere Gelehrte behaupten — ein Continent im Stillen Ocean, von dem nur noch die Bergespitzen als



Inseln auf diesem großen Wasser übriggeblieben sind? Sind diese Australier Nachkommen jener zahlreichen Rassen, welche diesen Continent in uralten Zeiten bewohnten? Solche Theorien müssen wahrscheinlich nur Hypothesen sein. Aber wenn diese Erklärung zugelassen wird, so müßte man daraus den Schluß ziehen, daß dieses autochthone Geschlecht sowohl in physischer, als in moralischer Beziehung entartet ist. Die Australier sind wild geblieben, und sie sind durch ihre Menschenfresserei — wenigstens einige Stämme — auf der niedrigsten Stufe. In einem Lande, wo es keine Löwen, Tiger, Panther giebt, vertreten sie wegen ihres Cannibalismus diese wilden Thiere. Sie bebauen nicht den undankbaren Boden, entbehren der nothwendigsten Hausgeräthe und haben nur rohe Waffen, wie die Lanze, die Art „Nolla-nolla“, eine Art Keule, aus sehr hartem Holze und den berühmten „Boomerang“, jenes Wurfgeschloß, das, von kräftiger Hand geschleudert, wieder zurückfliegt, kurz, die Australier sind Wilde im vollsten Sinne des Wortes.

Solchen Menschen hat die Natur auch die passende Frau gegeben, die „Lubra“, welche wegen ihres kräftigen Körperbaues die Strapazen des Nomadenlebens ertragen und die härtesten Arbeiten leisten kann. Diese unglücklichen Geschöpfe sind mit 25 Jahren alt und häßlich.

Nun, würde man es glauben? Diejenigen, welche mit den europäischen Colonien in Berührung stehen, beginnen den europäischen Moden zu folgen. Ja, sie wollen Kleider mit Schleppen! Sie wollen Hüte mit Federn darauf! Die Männer sind in der Wahl ihrer Kopfbedeckung nicht weniger eigen und geben Alles hin, um diesem Geschmacke zu huldigen.

Ohne allen Zweifel kannte Jos Meritt die interessante Forschungsreise Carl Lumbholz' in Australien. Wie sollte er sich auch den Marsch dieses kühnen Norwegers nicht gemerkt haben, der sich ein halbes Jahr bei den wilden Cannibalen des Nordwestens aufgehalten hat? Er sagt:

„Ich begegnete unterwegs meinen zwei Eingeborenen ... Sie waren sehr schön: Der eine kam im Hemde daher, der andere hatte einen Frauenhut auf. Diese Kleidungsstücke, die von den Australnegern sehr geschätzt sind, gehen von Stamm zu Stamm, von denen, die den europäischen Colonien am nächsten wohnen, bis zu denen, die mit den Weißen nie in Berührung kamen. Mehrere meiner Leute (Eingeborene) borgten sich einen Hut und setzten ihn stolz einer nach dem anderen auf. Einer derselben, der vor mir im Adamskostüm ging und unter der Last meines Gewehres schwitzte, sah von rückwärts in diesem Frauenhute komisch aus. Welche Stürme mußte dieser Hut auf dem langen Wege von den Europäern bis zu den Wilden durchmachen!“

Dies wußte Jos Meritt und vielleicht fand er auf dem Kopfe eines Häuptlings der westlichen oder nordwestlichen Stämme diesen unschätzbaren Hut, dessen Erwerbung ihn schon einmal bei den Menschenfressern des Continentes von Australien in Lebensgefahr gebracht hatte. Da er bei den Stämmen von Queensland keinen Erfolg hatte, so konnte er denselben vielleicht bei den Eingeborenen von Kilna erreichen; dies war der Grund, weshalb er seine abenteuerlichen Wanderungen gegen die Wüste von Centralaustralien fortsetzte.

Am 13. October gab Tom Marix bei Sonnenaufgang das Zeichen zum Aufbruch, und die Karawane

nahm ihre gewöhnliche Ordnung ein. Dolly fühlte sich glücklich, Jane bei sich zu haben und Jane war es ein großer Trost, Mrs. Branican wieder gefunden zu haben. Sie saßen in dem Buggy allein und konnten so recht nach Herzenslust ihre Gefühle austauschen. Warum wagte Jane nicht, ihr Versprechen gegenüber Len Burker zu brechen? Wenn sie Zeuge war der mütterlichen und kindlichen Liebe, die jeden Augenblick durch eine Handbewegung oder durch einen Blick zwischen Dolly und Godfrey zum Ausdruck kam, da schien es ihr, als wollte ihr das Geheimniß entschlüpfen . . . Aber sie erinnerte sich an die Drohungen Len Burker's, und aus Furcht, den jungen Matrosen ins Verderben zu stürzen, trug sie bei dem Austausch dieser Liebesbezeugungen eine Gleichgiltigkeit zur Schau, die Dolly mit Kummer bemerkte.

Wir können uns leicht vorstellen, was sie litt, als Dolly eines Tages zu ihr sagte:

„Du wirst es begreiflich finden, Jane, daß ich bei dieser Ähnlichkeit und den eigenthümlichen Gefühlen, die mich zu diesem Kinde hinzogen, schließlich glaubte, daß mein Kind nicht ertrunken sei und daß es weder M. William Andrew, noch jemand anderer meiner Freunde gewußt habe . . . Deshalb dachte ich, daß Godfrey unser Sohn sei . . . Aber nein! . . . Der arme kleine Wat schläft auf dem Friedhofe von San-Diego!“

„Ja . . . Dort haben wir ihn begraben, liebe Dolly,“ erwiderte Jane. „Dort ist sein Grab inmitten von Blumen!“

„Jane! . . . Jane! . . .“ rief Dolly, „da Gott mir mein Kind nicht zurückgegeben hat, so möge er mir seinen Vater . . . möge er mir John zurückgeben!“

Am 15. October um 6 Uhr Abends ließ die Karawane den Berg Humphries rückwärts und hielt an dem Ufer des Palmes=Creek, eines Nebenflusses des Fink=River. Da er wegen der heißen Jahreszeit fast ganz ausgetrocknet war, so konnte man ihn leicht übersetzen, wie man dies bei dem Hughes=Creek nach drei Tagen ebenfalls that.

In dieser Richtung zogen sich die Drähte der Overland=Telegraph=Line wie die Fäden der Ariadne von Station zu Station dahin. Man stieß hie und da auf einige Häusergruppen, seltener auf Farmen, wo Tom Marix für schweres Geld frisches Fleisch kaufte. Godfrey und Zach Fren gingen stets auf Recognoscirung aus und die Farmer gaben ihnen immer bereitwilligst Auskunft über die Nomadenstämme, welche diese Gegenden durchzogen. Hatten sie nichts von einem Weißen gehört, der von den Judas des Nordens oder Westens gefangen gehalten wurde? Stets ein trostloses Nein! Sie fanden nicht die geringste Spur, welche sie auf die Fährte des Capitän Sohn gebracht hätte. Sie mußten daher sich beeilen, nach Alice=Spring zu kommen, von dem sie kaum mehr achtzig Meilen entfernt waren.

Von Hughes=Creek an wurde der Weg beschwerlicher, so daß man nur langsam vorwärts kam. Enge Schluchten mit kleinen Gewässern hielten sie oft auf; Tom Marix und Godfrey suchten immer die besten Durchgänge, welche die Reiter und auch die Buggy oft bequem passiren konnten. Etwas anderes war es mit den Lastwagen, die nur mit den größten Anstrengungen hindurchgebracht werden konnten. Da man auch einen Achsen= oder Räderbruch vermeiden mußte, um nicht mit der Reparatur aufgehalten oder gar zur Zurück=



lassung des Wagens gezwungen zu werden, so wurden solche Hindernisse womöglich umgangen.

Am 19. October kam die Karawane in jenes Gebiet, wo die telegraphische Linie nicht mehr gerade fortging, woran auch die Verschiedenheit des Bodens schuld war.

An einigen Stellen dieser Gegenden gab es zahlreiche Känguruh, welche die Weißen nur aus Vergnügen jagen, denn man müßte ein Neger sein, um ihr Fleisch genießbar zu finden. Tom Marix und Godfrey gelang es nur zwei oder drei Paare dieser schnellen Thiere zu erreichen, die wie ein Pferd im Galopp dahinlaufen. Wir müssen noch hinzufügen, daß der Schweif dieser Känguruh eine ausgezeichnete Suppe giebt, die beim Nachtmahle gut schmeckte.

Diese Nacht war unruhig, da das Lager durch einen Angriff jener Ratten in Unruhe versetzt wurde, wie man sie nur in Australien sieht. Niemand hätte schlafen können, ohne nicht von ihnen gebissen zu werden, und man schlief auch nicht.

Am folgenden Tage zog die Karawane weiter, indem sie diese lästigen Thiere verwünschte. Bei Sonnenuntergang erreichte sie Mac-Donnell-Ranges, von wo aus sie ein günstigeres Terrain hatte. Noch ungefähr vierzig Meilen, und der erste Theil des Weges war zurückgelegt.

Am 23. October durchzogen sie unabsehbare Ebenen; die Wagen folgten ohne Schwierigkeit dem Wege, welchen die Telegraphenstangen vorzeichneten. Es war fast unglaublich, wie die Linie, die in diesen öden Gegenden so wenig bewacht war, so sehr von den Eingeborenen unberührt gelassen wurde. Tom Marix erwiderte auf diese Bemerkung hin Folgendes:

„Die Nomaden, welche von unserem Ingenieur elektrisch gezüchtigt wurden, glauben, daß der Donner an diesen Drähten entlang laufe, und sie hüten sich wohl, daran zu rühren. Sie bilden sich sogar ein, daß ihre beiden Enden bis auf die Sonne und den Mond zurückgehen und daß diese großen Kugeln auf sie fallen würden, wenn sie nur die Pfähle berühren.“

Um 11 Uhr wurde der Gewohnheit gemäß ein dreistündiger Halt gemacht, weil man nicht in der größten Hitze weiterziehen wollte. Es war aber nur ein Halt und kein Lager, denn Tom Marix ließ weder die Ochsen noch die Pferde ausspannen. Man schlug keine Zelte auf und zündete auch kein Feuer an, da Conserven und kaltes Wildpret bei dieser zweiten Mahlzeit (die erste fand bei Sonnenaufgang statt) genommen wurden.

Jeder setzte oder streckte sich in dem Grase aus; nach einer halben Stunde schloßen gewöhnlich die Ochsentreiber und die Leute der Escorte ein und erwachten erst, wenn das Zeichen zum Ausbruche gegeben wurde.

Mrs. Branican, Jane und Godfrey bildeten eine Gruppe für sich; während sie ihr Dejeuner einnahmen, sprachen sie von ihrer nahen Ankunft in Alice-Spring. Die Hoffnung, welche Dolly nie verlassen hatte, theilte Godfrey, und selbst wenn ein Grund zum Verzweifeln dagewesen wäre, so würde er in seiner Ueberzeugung nicht erschüttert worden sein. Ueberhaupt waren Alle voll Vertrauen auf den Erfolg der Expedition und ihr Entschluß stand fest, Australien nicht eher zu verlassen, bis sie nicht genau das Schicksal des Capitän John wußten.

Es versteht sich von selbst, daß Len Burker bei jeder Gelegenheit zur Ermuthigung nur noch beitrug.

Es paßte ihm gerade in sein Spiel, denn er hatte ein Interesse daran, wenn Mrs. Branican nicht nach Amerika zurückkehre, wohin er nicht mehr gehen konnte. Dolly, die nichts von seinen schändlichen Plänen ahnte, dankte ihm noch für seine stete Unterstützung.

Während dieses Aufenthaltes sprachen Tom Marix und Zach Fren von der nothwendigen Reorganisation der Karawane in Alice-Spring. Sollten nicht erst dort die eigentlichen Schwierigkeiten einer Expedition durch Centralaustralien beginnen?

Es war ungefähr halb zwei, als ein dumpfes Geräusch gegen Norden zu vernommen wurde. Es war ein fortwährendes Donnern, wir möchten sagen, ein Aufruhr, der sich heulend dahinwälzte.

Mrs. Branican, Jane und Godfrey standen auf und horchten. Tom Marix und Zach Fren traten auf sie zu und lauschten ebenfalls.

„Was mag nur das sein?“ fragte Dolly.

„Ein Gewitter ohne Zweifel“ versetzte Zach Fren.

„Ich möchte eher sagen, eine Brandung,“ bemerkte Godfrey.

Aber da die Luft elektrisch leer zu sein schien und auch sonst kein Symptom eines Gewitters da war, so konnte man sich dies nicht erklären. Als Zach Fren meinte, es könnten vielleicht wüthende Gewässer sein, welche auf einmal durch eine Naturgewalt entseßelt wurden, da erwiderte Tom Marix:

„Eine Ueberschwemmung in diesem Theile des Continentes, um diese Zeit nach einer solchen Trockenheit? Nein, seien Sie ganz beruhigt, das ist unmöglich.“

Er hatte Recht.

In Folge großer Gewitter kommt es oft vor, daß die Flüsse steigen und eine furchtbare Ueberschwemmung anrichten; aber gegen Ende des Monats October war eine solche Erklärung ganz unzulässig.

Tom Marix, Zach Fren und Godfrey bestiegen eine kleine Anhöhe und blickten unruhig gegen Norden und Osten, aber sie sahen nichts auf diesen ungeheuren trockenen Ebenen. Aber doch! Dort am Horizont entwickelte sich eine eigenthümliche Wolke, die man nicht mit jenen Dämpfen vergleichen konnte, welche von der Erde zum Himmel emporsteigen. Es war eher ein dicker Qualm, wie er sich über den abgeschossenen Kanonen erhebt. Was den Lärm anbelangt, der dieser Staubwolke entstieg — wie hätte man daran zweifeln können, daß es eine Staubwolke ist —, so wuchs er deutlich und hörte sich an, als ob mehrere Regimenter Cavallerie dahengeritten kämen. Woher kam dies? „Ich weiß es . . . Ich habe es schon einmal gesehen! . . . Das sind Schafe!“ rief Tom Marix.

„Schafe?“ rief Godfrey lächelnd. „Wenn das nur Schafe wären!“

„Lachen Sie nicht, Godfrey,“ erwiderte der Führer der Escorte. „Es sind vielleicht Tausende und Tausende Schafe, die vor Entsetzen fliehen . . . Sie stürzen wie eine Lawine dahin und vernichten Alles auf ihrer Flucht.“

Tom Marix übertrieb nicht. Wenn diese Thiere aus einem oder dem anderen Grunde — was oft im Innern der „Kuns“ vorkommt — scheu werden, so kann sie nichts aufhalten, sie stürzen die Barrieren um und entfliehen. Ein altes Sprichwort sagt: „Vor den Schafen hält der Wagen des Königs“, und es ist wahr, eine Heerde solcher Thiere läßt sich eher todtschlagen, als



Platz zu machen. Da sich diese Wolke zwei bis drei Meilen ausdehnte, so konnte man annehmen, daß irgend ein panischer Schrecken Hunderttausende dieser Thiere gegen die Karawane treibe. Sie rannten wahnsinnig von Norden nach Süden und würden erst in dem Augenblicke Halt machen, wo sie erschöpft zusammenbrechen werden.

„Was ist da zu thun?“ fragte Zach Fren.

„Sich so gut als möglich zu schützen,“ erwiderte Tom Marix.

Da nichts anderes zu machen war, so trafen sie gleich alle Maßregeln, denn die Lawine der Schafe war nur mehr zwei Meilen entfernt; die Wolke stieg mächtig zum Himmel empor und aus dieser erscholl ein furchtbares Blöken. Die Wagen wurden rasch gegen eine Hügellehne geschoben und die Treiber und Reiter zwangen die Pferde und Ochsen sich auf der Erde auszustrecken, um so besser dem Ansturme widerstehen zu können, der über ihrem Kopfe dahingehen mußte. Die Menschen drängten sich an die Berglehne hin und Godfrey stellte sich dicht neben Dolly, um sie, wenn nothwendig, zu beschützen.

Unterdessen hatte Tom Marix die kleine Anhöhe noch einmal bestiegen und sah über die Ebene hin, welche „blökte,“ wie das Meer unter einem Sturme brüllte. Die Heerde kam mit furchtbarem Getöse daher und füllte ein Drittel des ganzen Horizontes aus. In weniger als zwei Minuten mußten sie bei dem Berge sein.

„Achtung! Da sind sie!“ rief Tom Marix.

Schnell eilte er zu der Stelle, wo Mrs. Branican, Jane, Godfrey und Zach Fren dicht nebeneinander waren.

Fast zu gleicher Zeit kam die erste Heerde, dahergestürmt, sie hielt nicht ein und würde auch nicht eingehalten haben. Die vordersten Thiere stürzten den Abhang hinab und einige Hundert fielen hin, da ihnen der Boden unter den Füßen fehlte. In das Blöken mischte sich das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Ochsen, die von Entsetzen ergriffen waren. Man sah nichts in dieser furchtbaren Staubwolke, während die Lawine den Abhang in unwiderstehlichem Laufe hinunterstürzte; es war ein daherbrausender Sturzbach von Schafen.

Dies dauerte ungefähr fünf Minuten, und Tom Marix, Godfrey und Zach Fren, welche sich zuerst erhoben, jahen die letzten Reihen gegen Süden weiter eilen.

„Auf! . . . Auf!“ rief der Führer der Escorte.

Alle erhoben sich. Einige Quetschungen und ein wenig Schaden an den Wagen war Alles, was, dank dem Schutze dieses Abhanges, die Schafe an Menschen und Material dieser Karawane zufügten.

Tom Marix, Godfrey, Zach Fren stiegen sofort den Hügel hinauf.

Gegen Süden verschwand die fliehende Truppe wie ein Vorhang sandigen Staubes; gegen Norden dehnt sich endlos die weite Ebene aus.

Aber plötzlich rief Godfrey:

„Dort! . . . Sehen Sie dort!“

In einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten lagen zwei Menschen — gewiß Eingeborene, welche von den Schafen umgeworfen und zertreten wurden.

Tom Marix und Godfrey eilten hin.

Welche Ueberraschung! Jos Meritt und sein Bedienter Gin-Ghi lagen leblos da . . .

Sie athmeten aber noch, und durch schleunige Hilfe erholten sie sich bald von dem furchtbaren Zusammenstoße. Kaum schlugen sie die Augen auf, so erhoben sie sich, so viel Quetschungen sie auch erhalten hatten.

„D! . . . Gut! . . . Sehr gut!“ sagte Jos Meritt. Dann drehte er sich um.

„Und Gin=Ghi?“ fragte er.

„Gin=Ghi ist da . . . oder wenigstens, was von ihm übrig geblieben ist!“ erwiderte der Chinese, indem er sich die Rippen rieb. „Das waren wohl ein bißchen zu viel Schafe, Master Jos, mehr als zehntausend!“

„Nie zu viel Hammelkeulen, nie zu viel Cotelettes,“ erwiderte der Gentleman, „daher auch nicht zu viel Schafe, Gin=Ghi! Es ist nur ärgerlich, daß wir kein einziges erwischt haben.“

„Trösten Sie sich, Herr Meritt,“ erwiderte Zach Tren, „am Fuße des Abhanges liegen Hunderte derselben zu Ihren Diensten.“

„Sehr gut! . . . D! . . . Sehr gut!“ versetzte phlegmatisch der Engländer.

Dann wandte er sich zu seinem Diener, der sich jetzt nicht mehr die Rippen, sondern die Schultern rieb.

„Gin=Ghi?“

„Herr Jos?“

„Zwei Coteletten für heute Abend . . . Zwei Coteletten . . . blutige!“

Jos Meritt und Gin=Ghi erzählten dann, was vorgefallen war. Sie waren der Karawane ungefähr drei Meilen voraus, als sie von diesen Schafen überrascht wurden. Ihre Pferde flohen trotz ihrer Anstrengung, sie zurückzuhalten. Sie wurden umgerissen, getreten, und ein Glück, daß sie nicht auf Brei zerstampft

wurden, und ebenso ein Glück, daß Mrs. Branican und ihre Gefährten zur rechten Zeit gekommen waren, um ihnen zu helfen.

So war denn Jeder dieser ersten Gefahr entgangen, und man setzte den Weg wieder fort. Gegen 6 Uhr Abends kam die Karawane in Alice-Spring an.

---

## VIII.

### Jenseits von Alice-Spring.

Am folgenden Tage, den 24. October, beschäftigte sich Mrs. Branican mit der Reorganisation der Karawane für den weiteren Weg, der wahrscheinlich beschwerlich und gefährlich werden würde, da er sich durch fast unbekannte Gegenden von Centralaustralien hindurchzog.

Alice-Spring ist nur eine Station der Overland-Telegraph-Line und besteht aus etwa zwanzig Häusern, so daß sie nicht einmal eine Ortschaft genannt werden kann.

Mrs. Branican begab sich zuerst zu dem Oberhaupte dieser Station, M. Flint, der vielleicht etwas über die Indas wußte. Kam dieser Stamm, bei welchem Capitän John gefangen gehalten wurde, nicht manchmal aus dem Westen von Australien bis in die Gegenden des Centrums?

M. Flint konnte in dieser Hinsicht nichts Bestimmtes sagen; wenn auch diese Indas zeitweilig den westlichen Theil von Alexanderland verlassen, so hatte er doch nie etwas von einem John Branican gehört.



Was Harry Felton anbelangt, so wußte er, daß dieser ungefähr achtzig Meilen östlich von der Telegraphenlinie, an der Grenze von Queensland gefunden wurde. Nach seiner Meinung wäre es das Beste, sich genau an die Berichte zu halten, die der Unglückliche vor seinem Tode gegeben hatte. Er rieth, die Richtung gegen die Districte von Ostaustralien einzuschlagen; außerdem hoffte er, daß diese Expedition eben dort erfolgreich enden würde, wo er, nämlich Flint, vor sechs Jahren vergebens Leichhardt aufsuchte, da die Kämpfe der Eingeborenen untereinander ihn bald zum Verlassen dieser Gegenden zwangen. Er stellte sich Mrs. Branican zur Verfügung, um ihr alle Hilfsquellen der Station zu erschließen. Er hätte dies, fügte er hinzu, auch für David Lindsay gethan, als dieser Forschungsreisende sich im Jahre 1886 in Alice-Spring aufhielt, bevor er die Richtung gegen Nash und die östlichen Gebirge von Mac-Donnell-Ranges einschlug.

So sah um jene Zeit der Theil von Australien aus, welchen die Expedition jetzt in der Richtung gegen Nordwesten durchsuchen wollte.

260 Meilen von Alice-Spring entfernt, bei dem 127. Meridian befindet sich die Grenze von Norden nach Süden, die Südaustralien, Alexanderland und Nordaustralien von jener Provinz trennt, die unter dem Namen Ostaustralien bekannt ist und zur Hauptstadt Perth hat. Diese Provinz ist die größte, am wenigsten bekannte und am wenigsten bevölkerte von Australien. In Wirklichkeit ist sie geographisch nur durch den Umriß ihrer Küsten bestimmt, welche die Länder Muyl, Vieuwin, Blaming, Endrock, Witt und Tasman umfassen. Die neueren Karten geben im Innern dieses

Landes, das nur von den nomadisirenden Eingeborenen durchzogen wird, in seinen ungeheuren Einöden drei Wüsten an:

1. Im Süden die Wüste, welche sich zwischen dem 30. und 28. Breitengrade ausdehnt und von Forrest im Jahre 1869 erforscht und von Gilles in ihrer ganzen Länge 1875 durchzogen wurde.

2. Die Gibson-Wüste, zwischen dem 28. und 23. Grade, deren ungeheure Flächen Giles im Jahre 1876 durchzog.

3. Die Große Sandwüste zwischen dem 23. Grade in der nördlichen Küste, welche der Oberst Warburton unter furchtbaren Gefahren im Jahre 1873 von Osten nach Nordwesten durchzog.

Gerade diese Strecke sollte die Karawane der Mrs. Branican nehmen, indem sie nach den Angaben Harry Felton's den Weg des Obersten Warburton einschlagen wollte. Der Zug dieses kühnen Reisenden von Alice-Spring bis an die Küste des Indischen Oceans dauerte nicht weniger als vier Monate, beziehungsweise die ganze Reise von September 1872 bis Jänner 1874. Wie lange würden da Mrs. Branican und ihre Gefährten für diesen Weg brauchen?"

Dolly empfahl Zach Fren und Tom Marix nicht einen Tag zu verlieren und Alles nach den Angaben M. Flint's vorzubereiten. Binnen 14 Tagen wurden auf Rechnung der Mrs. Branican 30 Kameele gekauft, die alle in Alice-Spring mit ihren afghanischen Führern des Aufbruches harrten.

Die Kameele wurden erst vor dreißig Jahren in Australien eingeführt, indem M. Elder im Jahre 1860 eine große Anzahl derselben aus Indien importiren ließ. Diese nützlichen, mäßigen und starken Thiere

können eine Last von 150 Kilogramm tragen und 40 Kilometer in einem Tage zurücklegen, indem sie gleichmäßig dahinschreiten. Außerdem können sie eine Woche ohne Nahrung, drei Tage im Sommer, sechs Tage im Winter ohne Wasser bleiben. Sie werden auf diesem trockenen Continente zu denselben Diensten verwendet wie in den glühenden Gegenden Afrikas. Dort wie hier ertragen sie geduldig Durst und Hitze. Werden doch die Sahara und die Große Sandwüste von den correspondirenden Meridianen der beiden Halbkugeln durchschnitten!

Mrs. Branican verfügte nun über 30 Kameele, 20 Reit- und 10 Lastthiere. Die meisten derselben waren männlich und jung, aber auch kräftig und gesund. Wie die Escorte in Tom Marix ihren Führer hatte, ebenso hatten auch diese Thiere ein altes, männliches Kameel zum Führer, dem sie gern folgten. Es leitete sie, sammelte sie bei einer Klast und hinderte sie davonzulaufen. Würde es fallen oder krank sein, so wären die Führer unfähig, die Ordnung aufrecht zu halten. Es ist selbstverständlich, daß dieses werthvolle Thier Tom Marix zugewiesen wurde und diese beiden Führer — der eine trug den anderen — befanden sich an der Spitze der Karawane.

Man kam überein, die Pferde und Ochsen, welche die Leute von der Station Farina bis nach Alice-Spring getragen hatten, in der Obhut Flint's zu lassen, weil die Karawane wahrscheinlich denselben Rückweg der Telegraphenlinie entlang einschlagen würde.

Dolly und Jane saßen zusammen in einer „Kibitka“, einer Art von arabischem Zelt, das eines der stärksten Kameele der Karawane trug. Sie waren in demselben gegen die Strahlen der Sonne durch Bor-

hänge geschützt und konnten sich sogar gegen Regengüsse schützen, welche große Gewitter, was freilich selten vorkam, auf diese weiten Ebenen schütten.

Harriette, die Dienerin der Mrs. Branican, war an die langen Nomadenmärche gewöhnt und zog es vor zu Fuß zu gehen, da sie diese großen bufeligen Thiere mehr als Last- als Reitthiere ansah. Len Burker, Godfrey und Zach Fren erhielten je ein Kameel und gewöhnten sich rasch an dieses lästige Reiten. Uebrigens konnte keine andere Gangart als der regelmäßige Schritt dieser Thiere eingeschlagen werden, da nur ein Theil der Menschen ritt. Ein Trab sollte nur dann stattfinden, wenn sich die Nothwendigkeit ergab, die Karawane wegen Auffuchung eines Brunnens oder einer Quelle in der Großen Wüste in schnelleres Tempo zu setzen.

Die übrigen Weißen hatten noch die anderen fünfzehn Kameele; die Schwarzen, welche die Führung der zehn Lastkameele über hatten, mußten die zwölf bis vierzehn Meilen täglich zu Fuß machen, was für sie sicher nicht zu viel war.

So wurde denn die ganze Karawane auf diese Weise für den zweiten Theil der Reise reorganisirt, um in jeder Richtung hin den Anforderungen zu genügen; da sie viel besser mit Transport- und Lebensmitteln ausgerüstet war als je eine der früheren Forschungsreisenden, so hatte man begründete Hoffnung, daß ein Erfolg erzielt werden würde.

Es bleibt noch übrig zu erwähnen, was aus Jos Meritt geworden war. Blieb dieser Gentleman mit seinem Diener Gin-Ghi in Alice-Spring zurück? Oder wenn sie weiterzogen, nahmen sie die Richtung gegen Norden längs der Telegraphenlinie? Setzten sie



nicht eher östlich oder westlich die Reise fort, um auf Eingeborene zu stoßen? Es war in der That dies der einzige Weg, damit der berühmte Sammler endlich einmal die Kopsbedeckung finde, nach welcher er schon so lange jagte. Da er aber jetzt kein Reitthier, kein Gepäck und keine Lebensmittel mehr hatte, wie sollte er da seine Reise fortsetzen?

Nach Fren hatte diesbezüglich schon einigemale den Chinesen Gin-Ghi gefragt, der aber selbst nie wußte, was sein Herr beschloß, da es eben dieser selbst noch nicht wußte. Aber er konnte mit Bestimmtheit erklären, daß sein Herr Jos Meritt nie den Rückweg einschlagen werde, so lange nicht seine fixe Idee befriedigt sei und daß er, nämlich Gin-Ghi, der Hong-Konger, nie mehr sein Vaterland sehen werde, wo die jungen Chinesen, in Seide gekleidet, mit ihren langen Fingern „Menuphar pflücken“.

Unterdessen neigte sich der letzte Tag vor dem Ausbruche seinem Ende zu und Jos Meritt hatte noch nichts von seinen Absichten verlauten lassen. Da setzte Gin-Ghi Mrs. Branican in Kenntniß, daß Jos Meritt sie um die Gunst einer wichtigen Unterredung bitte.

Mrs. Branican, die nach Kräften die Wünsche dieses originellen Menschen erfüllen wollte, ließ ihm sagen, daß sie den hochgeborenen Jos Meritt bitte, sich in das Haus M. Flink's zu bemühen, wo sie seit ihrer Ankunft in der Station wohnte.

Jos Meritt begab sich augenblicklich dahin — es war am 25. October Nachmittags — und als er sich Mrs. Branican gegenüber befand, sagte er:

„Mrs. Branican . . . Gut! . . . D! . . . Sehr gut! . . . Ich zweifle nicht . . . Nein! . . . Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie den Capitän John wieder-

finden werden . . . und ich möchte auch so gern den Hut finden . . . auf dessen Entdeckung ich so oft mein Leben gewagt habe . . . Gut . . . D! . . . Sehr gut! . . . Sie sollen erfahren, warum ich durch die entlegensten Gegenden Australiens ziehe . . .“

„Ich weiß es . . . Herr Meritt,“ erwiderte Mrs. Branican, „und von meiner Seite aus zweifle ich nicht, daß Sie eines Tages für Ihre Ausdauer werden belohnt werden . . .“

„Ausdauer! . . . Gut! . . . D! . . . Sehr gut! . . . Ja, dieser Hut ist einzig in der Welt!“

„Fehlt er Ihrer Sammlung?“

„Leider . . . und ich möchte meinen Kopf hingeben, um ihn aufsetzen zu können?“

„Ist es ein Herrenhut?“ fragte Dolly, die sich mehr aus Güte als aus Neugierde für die Phantastien dieses Menschen interessirte.

„Nein, Mistreß, nein . . . Ein Frauenhut . . . Aber welcher Frau! . . . Sie werden mir schon verzeihen, wenn ich das Geheimniß über seinen Namen und seine Eigenschaft für mich behalte . . . aus Furcht . . . Concurrency zu erhalten . . . Bedenken Sie . . . Mistreß . . . wenn ein anderer . . .“

„So sind Sie ihm auf der Spur?“

„Eine Spur? . . . Gut! . . . D! . . . Sehr gut! Durch vieles Correspondiren, Untersuchungen und Nachforschungen ist es mir gelungen zu erfahren, daß dieser Hut nach mannigfachen Schicksalen nach Australien gekommen ist . . . und daß . . . und daß . . . er jetzt den Kopf eines Häuptlings schmückt.“

„Aber was ist das für ein Stamm?“

„Es ist einer derjenigen, welche den Continent von Norden nach Westen durchziehen. Gut! . . . D!

... Sehr gut! ... Wenn es sein muß ... so werde ich Alle auffuchen ... Alle durchstöbern ... Und weil es mir da gleich bleibt, bei welchem ich beginne, so bitte ich um die Erlaubniß, Ihre Karawane bis zu den Indas begleiten zu dürfen."

"Sehr gern, Herr Meritt," erwiderte Dolly, und ich werde sofort den Befehl geben, daß man, wenn möglich, noch zwei Kameele kaufe ..."

"Es genügt eines, Mistreß, nur eines für mich und meinen Bedienten ... umsomehr, weil ich mir vornehme zu reiten ... und Gin-Ghi daneben zu Fuß gehen soll ..."

"Sie wissen doch, daß wir morgen aufbrechen, Herr Meritt?"

"Morgen? ... Gut! ... D! ... Sehr gut! ... Ich werde Sie nicht aufhalten, Mistreß. Aber es ist selbstverständlich, nicht wahr, daß ich mich um nichts kümmern, was den Capitän John angeht ... Das ist Ihre Sache ... Ich kümmern mich nur um meinen Hut ..."

"Um Ihren Hut, abgemacht, Herr Meritt!" erwiderte Dolly.

Darauf zog sich Jos Meritt zurück, indem er erklärte, daß eine so einsichtsvolle, energische und edle Frau würdig sei, ihren Gatten zu finden wie er selbst, daß er die Hand auf das Kleinod lege, welches seiner Sammlung von historischen Hüten die Krone aufsetzen sollte.

Gin-Ghi, der aufgefordert wurde, sich für den folgenden Tag bereit zu halten, mußte die wenigen Sachen, welche ihnen aus dem Unglücke erhalten geblieben waren, in Ordnung bringen. Was das Thier anbelangt, welches der Gentleman mit seinem Diener

auf die oben angedeutete Weise theilen wollte . . . so gelang es M. Flint, dieses herbeizuschaffen. Als es Jos Meritt sah, da sagte er:

„Gut! . . . O! . . . Sehr gut!“

Am folgenden Tage, den 26. October, wurde das Signal zum Ausbruche gegeben, nachdem Mrs. Brannican von M. Flint Abschied genommen hatte. Tom Marix und Godfrey eilten an die Spitze der Weißen, Dolly und Jane nahmen in der Ribitka Platz, indem sie rechts und links Len Burker und Zach Fren hatten. Dann kam Jos Meritt, der voll Majestät zwischen den beiden Buckeln ritt, gefolgt von Gin-Ghi. Den zweiten Theil der Karawane bildeten die Lastkameele mit den Schwarzen.

Um 6 Uhr Morgens ließ die Expedition die Oberland-Telegraph-Linie und die Station Alice = Spring rechts und verschwand hinter einem Hügel der Mac-Donnell-Ranges.

Da im Monate October die Hitze in Australien sehr groß ist, so rieth Tom Marix, nur in den ersten Stunden des Tages zu reisen — von 4 bis 9 Uhr — und Nachmittags von 4 bis 8 Uhr. Sogar die Nächte begannen erstickend zu werden, so daß lange Aufenthalte genommen werden mußten, um die Karawane an die Anstrengungen dieser Reise zu gewöhnen. Und doch war dies noch nicht die Wüste mit ihren unendlichen Ebenen, ihren fast ausgetrockneten Flüssen und Cisternen, die nur ein schmutziges Wasser oder gar keines enthielten. Am Fusse der Gebirge zog sich eine wenig vegetationsfähige Gegend dahin, welche die Telegraphenlinie nach Nordwesten durchschnitt. Diese Richtung mußte die Karawane verlassen, um sich mehr westlich fast auf dem Breitegrade zu halten, der mit den Tropen



von Capricornien gleich läuft. Es war dies fast derselbe Weg, den Gilles im Jahre 1872 nahm und den Stuarts in einer Entfernung von ungefähr 150 Meilen nördlich von Alice-Spring schnitt.

Die Kameele schritten nur langsam dahin. Bäche bewässerten hin und wieder das Land, so daß die Menschen im Schatten der Bäume ein fließendes, genug frisches Wasser fanden, mit dem auch die Thiere für einige Stunden sich den Durst stillen konnten. Die Jäger schossen in diesen Gegenden eine Art Kaninchen, so daß die Vorräthe ergänzt wurden.

Man weiß, daß das Kaninchen in Australien dieselbe Stellung einnimmt wie die Gazelle in Afrika. Diese Nagethiere vernichten Alles, wenn man nicht auf der Hut ist. Bis jetzt hatte die Karawane wegen des großen Vorrathes an Lebensmitteln diese Thiere verschmäht, da in den Wäldern und Ebenen von Südaustralien genug anderes Wild vorhanden war und sie immer noch diese Thiere haben konnten, wenn keine Hasen, Rebhühner, Wachteln, Enten, Tauben u. a. m. vorhanden sein würden. Aber in dieser Gegend mußte man sich schon mit dem begnügen, was man fand, nämlich mit Kaninchen.

Godfrey, Jos Meritt und Zach Fren kamen am Abend des 31. October auf die Vernichtung dieser Thiere zu sprechen, nachdem ersterer gefragt hatte, ob es schon immer Kaninchen in Australien gegeben habe.

„Nein, mein Junge,“ erwiderte Tom Marix, „ihre Importation fand erst vor etwa 30 Jahren statt. Das war ein schönes Geschenk, das man uns da machte. Diese Thiere haben sich so vermehrt, daß sie unsere Ländereien verwüsten, und gewisse Districte sind von ihnen derart überfluthet, daß man dort weder Schafe

noch Vieh halten kann. Die Felder sind durch ihre Baue untergraben und das Gras wird bis auf die Wurzel abgenagt. Das ist ein vollständiger Ruin und ich glaube, daß nicht die Colonisten die Kaninchen, sondern die Kaninchen die Colonisten vernichten werden.“

„Hat man keine wirksamen Mittel gefunden, sich ihrer zu entledigen?“ bemerkte Zach Fren.

„Reden wir nicht von wirksamen Mitteln, erwiderte Tom Marix, „da ihre Zahl sich eher vermehrt als verringert. Ich kenne einen Farmer, der eine Million Francs ausgeben mußte, um diese Thiere, die ihm seinen ganzen „Run“ zerstörten, zu vernichten. Die Regierung hat Preise auf ihre Erlegung festgesetzt, wie sie es nur bei Tigern und giftigen Schlangen in Britisch-Indien thut. Bah! Sie vermehrten sich wie die Hydra ihre Köpfe, wenn einer abgeschlagen wurde. Man verwendete Strychnin, wodurch Hunderttausende vergiftet wurden und bald das ganze Land verpestet worden wäre. Alles vergebens!“

„Ich habe doch gehört,“ bemerkte Godfrey, „daß ein französischer Gelehrter, Namens Pasteur, diese Magerthiere dadurch vernichten wollte, daß er ihnen den Cholerabacillus einimpfe.“

„Ja, und vielleicht hätte dieses Mittel auch gewirkt. Aber man wendete es nicht an . . . obwohl fast 20.000 Pfund als Preis ausgesetzt waren. Queensland und Neu-Südwaless ergreifen alle Mittel, um den Osten des Continents gegen diese Kaninchenplage zu schützen. Das ist wirklich eine Landplage.“

„Gut! . . . D! . . . Sehr gut! Eine wirkliche Landplage . . .“ erwiderte Jos Meritt, „wie auch der gelbe Typus, der schließlich die fünf Welttheile über-

fluthen wird. Die Chinesen sind die Kaninchen der Zukunft . . ."

Glücklicherweise war Gin=Ghi nicht da, denn sonst wäre diese Beleidigung nicht ohne Einsprache geblieben. Ja, wenigstens mit den Achseln hätte er gezuckt und in der seiner Rasse eigenthümlichen Weise gelächelt, das nur in einem langen pfeifenden Athmen besteht.

"So werden also," sagte Zach Fren, "die Australier auf diesen Kampf verzichten?"

"Wie sollten sie es denn anfangen? . . ." erwiderte Tom Marix.

"Ich glaube doch, daß es ein Mittel giebt, diese Thiere zu vernichten," sagte Jos Meritt.

"Und welches?" fragte Godfrey.

"Man sollte von dem englischen Parlamente die Erlassung des folgenden Gesetzes verlangen: „Es werden von nun an nur mehr Biberhüte in ganz Großbritannien und den dazu gehörigen Colonien getragen.“ Da nun die Biberhüte aus nichts anderem bestehen als aus Kaninchenfellen . . . so . . . Gut! . . . D! . . . Sehr gut!"

Mit der gewohnten Redensart vollendete der Engländer seine Erklärung.

Wie dem auch sei, so wäre es das Beste, bis zur Erlassung dieses Gesetzes recht viel Kaninchen zu essen. Auf solche Weise würde schon Mangel in Australien eintreten.

Was nun die anderen Thiere anbelangt, so konnten dieselben nicht genossen werden.

Eines Tages war Godfrey, der sich unter den Mitgliedern der Karawane als tüchtiger Schütze auszeichnete, so glücklich, einen „Farri“, eine Art Kanguruh, anzuschießen, der aber trotz seiner Verwundung

entkam. Der junge Matrose war darüber sehr ärgerlich, denn nach der Ansicht des Tom Marix hat dieses Thier nur deshalb einen Werth, weil es wegen seines rasenden Laufes sehr schwer ist, es zu erlegen. Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Bungari, einem großen Thiere mit schwarzem Pelze, das in den hohen Nestern der Bäume herumkriecht, indem es sich nach Art der Katzen mit den Krallen festhält. Dieses Wesen, das vorzugsweise in der Nacht aus seinem Schlupfwinkel kommt, kann sich so geschickt in den Nestern verbergen, daß es schwer ist, es zu erkennen.

Tom Marix erwähnte, daß das Fleisch des Bungari ein ausgezeichnetes Wildpret sei, wenn es an dem Spieße gebraten werde. Man bedauerte ungemein, dies nicht selbst schmecken zu können, da es wahrscheinlich war, daß, je näher sie der Wüste kämen, sich die Bungaris auch nicht zeigen würden. Allem Anscheine nach war die Karawane, je weiter nach Westen, auf ihren eigenen Borrath von Lebensmitteln angewiesen.

Trotz der Schwierigkeiten des Terrains gelang es doch Tom Marix, täglich 12 bis 14 Meilen zurückzulegen — die Strecke, welche ursprünglich gleich festgesetzt wurde. Obwohl die Hitze schon sehr groß war — 30 bis 35 Grad im Schatten —, so vertrug man sie doch noch. Am Tage fand man einige Baumgruppen, in deren Schatten es sich bequem lagerte und außerdem trat noch kein Wassermangel ein, so daß die tägliche Rast, 9 bis 4 Uhr Nachmittags, Menschen und Thieren wieder neue Kräfte gab.

Das Land war unbewohnt, und nirgends sah man mehr Einfriedungen oder Schafshürden, da das kurze und trockene Gras für diese Thiere keine Nahrung gab. Nur selten begegnete man Eingeborenen, welche die



Richtung gegen die Stationen der Overland-Telegraph-Linie einschlugen.

Am 7. November kam Godfrey, der ungefähr eine halbe Meile vorausgeritten war, mit der Nachricht zurück, daß er einen Menschen zu Pferde gesehen habe. Dieser Reiter verfolgte einen schmalen Pfad am Fuße des Mac-Donnell-Ranges; als er die Karawane bemerkte, ritt er im Galopp auf dieselbe zu.

Binnen kurzem stellte Godfrey denselben Mrs. Branican vor, die ihm zuerst einen tüchtigen Schluck Brantwein reichen ließ, wofür er sich nicht genug bedanken konnte.

Er war ein weißer Australier, ungefähr 35 Jahre alt, einer jener unermüdblichen Reiter, die in Wind und Regen in ihrem Sattel wie auf einem Stuhle sitzen und welchen die Sonnenstrahlen nichts mehr im Gesichte verbrennen können. Er war Courier seines Staates und versah sein Amt mit großem Eifer und Lust: Er ritt durch die Districte der Provinz, stellte Briefe zu und trug die Neuigkeiten von Dorf zu Dorf, selbst in die zerstreut liegenden Dörfer, östlich und westlich von der Telegraphenlinie. Er kam damals von Emu-Spring, einer Ortschaft am Südabhange von Buff-Ranges, nachdem er die Gegend, die sich bis zu Mac-Donnell ausdehnt, durchzogen hatte.

Dieser Courier, welcher zu der Classe der „Roughmen“ gehörte, glich recht den alten französischen Postillon. Er ertrug Hunger und Durst, wurde überall freundlich aufgenommen, wenn er auch keinen Brief aus der Tasche zog, war muthig, entschlossen und ritt, den Revolver in dem Gürtel, auf seinem tüchtigen Rosse Tag und Nacht dahin, indem er keine Gefahr scheute.

Mrs. Branican fand ein Vergnügen daran, mit ihm zu sprechen und bei ihm sich nach den Stämmen zu erkundigen, mit denen er in Berührung gekommen war.

Dieser tüchtige Mann antwortete in schlichter und einfacher Weise. Er hatte, wie alle Leute, von der Katastrophe des „Franklin“ reden hören, doch wußte er nicht, daß unter der Leitung der Frau des John Branican eine Expedition von Adelaide aus unternommen würde, um die Länder von Centralaustralien zu durchforschen. Mrs. Branican erzählte ihm noch, daß nach den Berichten Harry Felton's der Capitän John bei den Indas seit 14 Jahren gefangen gehalten wird.

„Haben Sie auf Ihren Wegen,“ fragte sie, „einige Eingeborene dieses Stammes kennen gelernt?“

„Nein, Mistreß, obwohl diese Indas manchmal dem Alexanderlande nahegekommen sind,“ erwiderte der Courier, „und ich oft von ihnen habe sprechen hören.“

„Können Sie uns nicht sagen, wo sie sich jetzt befinden?“ fragte Zach Fren.

„Mit den Nomaden ist es schwer . . . In der Jahreszeit sind sie da, in jener wieder dort . . .“

„Aber ihren letzten Aufenthaltsort?“ fragte wieder Mrs. Branican, die auf dieser Frage beharrte.

„Ich glaube behaupten zu können,“ erwiderte der Courier, „daß sie sich vor einem halben Jahre im Nordwesten von Ostaustralien an den Ufern des Fitz-Roy aufgehalten haben, denn diese Gegenden suchen die Völker des Tasmanlandes sehr gern auf. Zum Teufel! Sie wissen doch, wenn man in diese Ländereien vordringen will, daß man die Wüsten des Centrum und

des Westens übersehen muß, und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, welche Gefahren da zu bestehen sind! . . . Nun, mit Muth und Energie kommt man weit . . . So wünsche ich Ihnen denn eine glückliche Reise, Mrs. Branican!"

Der Courier nahm noch ein Glas Branntwein zu sich und einige Büchsen Conserven in die Tasche. Dann bestieg er wieder sein Pferd und verschwand bald hinter dem Rücken des Mac-Donnell-Ranges.

Zwei Tage darauf übersekte die Karawane die höchsten Uebergänge dieser Gebirgskette, welche der Gipfel des Liebigberges beherrscht, und gelangte an die Grenze der Wüste, 130 Meilen nordwestlich von der Station Alice-Spring.

---

## IX.

### Das Tagebuch der *Mistress* Branican.

Bei dem Namen Wüste erinnern wir uns sofort an die Sahara mit ihren ungeheuren sandigen Ebenen, die von grünen, frischen Oasen durchschnitten wird. Aber die Gegenden von Centralaustralien haben mit den Gegenden Afrikas nichts gemeinschaftlich, höchstens den Wassermangel. Das Wasser hat sich in den Schatten gezogen, sagen die Eingeborenen, und die Reisenden müssen von Cisterne zu Cisterne ziehen, die meistens in großer Entfernung voneinander liegen. Obwohl der Sand, sei es in der Ebene, sei es als Düne, sich über einen großen Theil der australischen Erde ausbreitet, so ist der Boden doch nicht ganz öde, indem hin und wieder Strauchwerk mit Blüthen, Gummibäume,

Akazien, Eufalypten vorkommen und so dem Ganzen doch nicht jenen nackten Anschein geben wie die Sahara. Aber diese kleinen Sträucher und Bäume geben weder eßbare Früchte noch Blätter, so daß die Karawanen ihre Lebensmittel mitbringen müssen, umsomehr, als man in dieser Einöde kaum auf animalisches Leben stößt, selten den Flug eines Zugvogels beobachten kann.

Mrs. Branican schrieb regelmäßig und mit großer Genauigkeit in ihr Tagebuch ein, so daß einige Blätter desselben uns diesen beschwerlichen Marsch viel besser beschreiben können, als ein bloßer Bericht; sie werden auch deutlicher zeugen von dem Muthes Dollys, ihrer Entschlossenheit, unerschütterlicher Zähigkeit nie zu verzweifeln, selbst in dem Augenblicke nicht, wo alle ihre Gefährten um sie jede Hoffnung aufgaben. Man wird auch sehen, was eine Frau im Stande ist, wenn sie sich die Erfüllung einer Pflicht auferlegt.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

10. November. Wir sind um 4 Uhr Früh vom Fuße des Liebigberges aufgebrochen. Der Courier hat uns sehr werthvolle Berichte gemacht, die mit denen des armen Felton übereinstimmen. Ja, im Nordwesten und besonders an den Ufern des Flusses Fitz-Roy müssen wir die Indas suchen. Ungefähr noch 800 Meilen sind zu machen! . . . Wir werden sie auch machen. Ich muß hinkommen, und sollte ich den Weg allein zurücklegen, sollte ich auch von den Indas gefangen genommen werden. Wenigstens wäre ich bei John!



Wir wenden uns gegen Nordwesten, ungefähr auf dem Wege, den Oberst Warburton genommen hat; unser Zug wird dem seinen bis Fig-Roy-River gleich sein. Könnten wir nicht ebenso wie er dieselben Strapazen ertragen, ohne einige unserer Gefährten, die vor Erschöpfung gestorben sind, zurücklassen zu müssen? Unglücklicherweise sind die Umstände weniger günstig, denn Oberst Warburton verließ Alice-Spring im Monate April, was gleich dem Monate October in Nordamerika ist, also gegen das Ende der heißen Jahreszeit.

Die Marschordnung, wie sie Tom Marix festgesetzt hat, ist sehr praktisch. Auch die Dauer und Stunden des Marsches sind sehr gut, denn wir marschiren zwischen 4 und 8 Uhr Früh, dann rasten wir bis 4 Uhr. Der zweite Aufbruch beginnt um 4 Uhr und die zweite Rast ist um 8 Uhr Abends, so daß wir dann die ganze Nacht ruhen. Aber wie viel Zeit wird da verloren! Wie viel Verzögerung! Wenn nichts dazwischen kommt, so können wir in drei Monaten an den Ufern des Fig-Roy-River sein . . .

Ich bin mit dem Dienst des Tom Marix sehr zufrieden. Zach Fren und er sind zwei entschlossene Männer, auf welche man unter allen Umständen rechnen kann.

Godfrey macht mir durch seine Unerblichkeit Kummer. Er ist immer voraus und wir sehen ihn fast gar nicht. Ich kann ihn kaum bei mir zurückhalten und doch liebt mich dieses Kind so, als wäre er mein Sohn. Tom Marix hat ihm schon Vorstellungen wegen seiner Tollkühnheit gemacht und ich hoffe, daß er darauf achten wird.

Len Burker ist fast immer bei der Nachhut der Karawane und scheint mehr die Gesellschaft der

Schwarzen als die der Weißen zu suchen. Er kennt seit Langem ihre Gewohnheiten und Sitten. Wenn wir auf Eingeborene stoßen, so ist er uns von großem Nutzen, denn er kann sich mit ihnen verständigen. Möge sich der Gatte meiner armen Jane bessern, aber ich fürchte . . . Sein Blick ist noch derselbe, einer jener mißtrauischen Blicke, die jeden abstoßen!

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

13. November. In diesen drei Tagen ist nichts Neues vorgefallen. Wie froh und glücklich bin ich, daß Jane bei mir ist! Welche Pläne schmieden wir in der Kibitka, wo wir uns Beide eingeschlossen haben! Ich habe meine Ueberzeugung Jane beigebracht, und sie zweifelt nicht mehr, daß ich Sohn wiederfinden werde. Aber die arme Frau ist immer traurig. Ich bedränge sie nicht mit Fragen über ihre Vergangenheit seit dem Tage, wo sie Len Burker zwang, ihm nach Australien zu folgen. Ich verstehe, daß sie sich nicht ganz hingeben kann. Manchmal kommt es mir vor, als wollte sie mir etwas Wichtiges sagen . . . Man könnte fast sagen, Len Burker lasse sie nie aus den Augen . . . Wenn er sie sieht und sich nähert, so erschrickt sie und hat ein ganz anderes Benehmen . . . Sie fürchtet ihn . . . Es ist sicher, daß dieser Mensch sie beherrscht und sie ihm auf einen Wink bis an das Ende der Welt folgen würde.

Jane scheint Godfrey gern zu haben und doch, wenn dieses Kind zu unserer Kibitka kommt, um zu plaudern, wagt sie nicht, mit ihm zu sprechen, noch ihm zu antworten . . . Sie sieht weg, senkt den Kopf . . . Ich möchte sagen, sie wird verlegen, wenn er neben uns ist.

Heute ziehen wir durch eine große, sumpfige Ebene, in welcher sich einiges Wasser, das etwas salzig schmeckt, vorfindet. Tom Marix sagt, daß diese Sümpfe Ueberreste alter Seen sind, die ehemals mit dem Eyre- und Torrenssee in Verbindung standen und ein ungeheures Meer bildeten. Zum Glück haben wir am vorhergehenden Abend Wasservorräthe nehmen und die Kameele ihren Durst löschen können.

Man findet, wie mir scheint, mehrere dieser Lagunen nicht nur in den niedriger gelegenen Theilen des Bodens, sondern auch in den höheren.

Das Terrain ist feucht; der Fuß des Thieres läßt eine Spur darin zurück und manchmal widersteht die Rinde des Bodens sogar diesem Drucke, aus welchem, wenn der Fuß plötzlich darauf gesetzt wird, ein Zischen zu vernehmen ist.

Wir können nur mit Mühe über diese Sümpfe, welche sich zehn Meilen gegen Nordwesten hin ausdehnen.

Wir sind seit unserem Ausbruche von Adelaïde auch schon auf Schlangen gestoßen, die in Australien sehr zahlreich sind und in größerer Anzahl an der Oberfläche dieser Lagunen, die mit kleinem Strauchwerk und Gestrüpp bedeckt sind, vorkommen. Einer unserer Leute von der Escorte wurde sogar von einem solch giftigen Reptil gebissen, das braun war, eine Länge von ungefähr drei Fuß hatte, und, wie man mir sagt, in der Naturgeschichte *Trimesurus ikaheca* heißt. Tom Marix unterband die Wunde sogleich und brannte sie dann aus, wobei der Mann — es war ein Weißer — keinen Laut von sich gab. Ich hielt ihm während der Operation den Arm, wofür er mir dankte. Hierauf wurde ihm ein Glas Branntwein

gegeben und wir können glauben, daß die Wunde heilen wird.

Man muß wirklich Acht geben, wohin man den Fuß setzt, denn sogar da oben auf den Kameelen ist man nicht ganz sicher vor diesen Schlangen. Ich fürchte immer, daß Godfrey noch eine Unvorsichtigkeit begehe, und ich fange an zu zittern, wenn ich die Schwarzen rufen höre: „Vin dohe!“, das in ihrer Sprache „Schlange“ bedeutet.

Als Abends die Zelte aufgestellt wurden, tödteten zwei von unseren Eingeborenen noch eine so große Schlange. Tom Marix sagt, daß wenn zwei Drittel von den Schlangen, die in Australien vorkommen, giftig sind, nur fünf Arten sich darunter befinden, deren Gift den Menschen gefährlich ist. Die Schlange, welche man soeben getödtet hatte, war eine Art Boa und hatte eine Länge von ungefähr zwölf Fuß. Unsere Schwarzen wollten sie für ihre Abendmahlzeit bereiten, und wir ließen ihnen die Freude. Sie gehen dabei in folgender Weise vor:

Sie graben in den Sand ein Loch, das sie dann mit Steinen, die vorher schon an einem Feuer heiß gemacht worden sind, ausfüllen. Die Schlange, welcher der Kopf und der Schweif abgehauen worden ist, wird nun in das Loch gelegt und mit den Steinen ganz bedeckt. Darüber kommt eine Schichte Erde, dicht genug, daß der Dampf nicht heraus kann. Wir sahen dieser Zubereitung nicht ohne einen gewissen Ekel zu; aber als die Schlange, genügend gekocht, aus diesem Ofen gezogen wurde, mußten wir zugeben, daß sie einen ganz angenehmen Geruch verbreitete. Weder Jane noch ich wollten davon kosten, obgleich Tom Marix uns versicherte, daß, wenn auch das Fleisch nicht gerade



gut ist, doch ihre Leber zu den feinsten Delicatessen gehöre.

„Man kann sie,“ sagte er, „mit dem best bereiteten Wildpret und Huhn vergleichen.“

„Huhn . . . Gut! . . . D! . . . Sehr gut! . . . Fein . . . ein Huhn!“ rief Jos Meritt aus.

Als er ein Stück von der Leber gekostet hatte, ließ er sich ein noch größeres Stück geben, bis er schließlich die ganze gegessen hatte. Was wollen Sie? Die englische Kaltblütigkeit.

Was Gin-Ghi anbelangt, so ließ er sich nicht lange bitten. Ein hübsches Stück Schlangenfleisch versetzte ihn in die beste Laune.

„Ny-ya“, rief er nicht ohne Bedauern aus, „mit einigen Austern von King-Po und einer Flasche Wein von Tong-King würde man glauben, in Té-Soung-Suan zu sein!“

Und er wollte mir einreden, daß es wie der berühmte Eisenthee von Peking schmecke.

Godfrey und Zach Fren überwandten ihren Ekel und kosteten auch ein Stück Schlangenfleisch, indem sie sagten, es schmecke sehr gut; ich glaubte es ihnen.

Es ist selbstverständlich, daß dieses Reptil bis auf das letzte Stück gegessen wurde.

Die Eingeborenen ließen nicht einmal das Fett übrig, das während des Bratens aus demselben gelaufen war.

In der Nacht wurden wir durch unheimliches Brüllen, das sich aus einer gewissen Entfernung vernehmen ließ, im Schlafe gestört. Dies war eine Schaar „Dingas“, die man mit Recht die Schakale von Australien nennen könnte, da sie zwischen Hund und Fuchs stehen. Sie haben einen gelblichen oder roth-

braunen Pelz und einen langen, buschigen Schweif. Glücklicherweise heulten diese Thiere nur und griffen nicht das Lager an, denn in großer Zahl können sie gefährlich werden.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

19. November. Die Hitze wird immer drückender und die Cisternen, auf die wir stoßen, sind fast ganz ausgetrocknet. Wir müssen nach Wasser graben, wenn wir unsere Fäßchen mit diesem Wasser füllen wollen.

Ich muß zugeben, daß zwischen Len Burker und Godfrey eine wirklich unerklärliche Antipathie herrscht, die man fast Instinct nennen möchte. Nie spricht Einer mit dem Anderen, und es ist klar, daß sie sich ausweichen, wo sie nur können.

Ich sprach eines Tages mit Godfrey darüber.

„Du hast Len Burker nicht gern?“ sagte ich zu ihm.

„Nein, Mrs. Dolly,“ erwiderte er mir, „und verlangen Sie nicht, daß . . .“

„Aber er gehört doch zu meiner Familie, und er ist mein Verwandter. Wenn Du mich liebst, Godfrey, so . . .“

„Mrs. Dolly, ich liebe Sie, aber ihn werde ich nie lieben.“

Theurer Godfrey, welche Ahnung, welcher geheime Grund mag ihn in solcher Weise sprechen lassen?

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

27. November. Heute breiten sich vor unseren Augen ungeheure Steppen aus, bedeckt mit Spinefex, einem spitzigen Grase, das sich an manchen Stellen bis zu fünf Fuß über den Boden erhob und mit seinen scharfen Spitzen unsere Thiere zu verwunden drohte. Wir mußten daher solche Stellen umgehen. Es ist augenscheinlich, daß ein solch eigenthümliches Gras nicht zur Ernährung der Thiere benützt werden konnte und die Kameele weigern sich auch, so lange die Halme gelb und grün sind, es zu fressen. Aber darum handelt es sich jetzt nicht, und die Thiere nehmen sich selbst in Acht, an diese spitzigen Gräser zu stoßen.

Auf diese Weise wurde der Marsch außerordentlich beschwerlich, denn wir hatten mehr als hundert Meilen in diesen Gräsern dahin zu gehen.

Die Hitze stieg immer mehr und nirgends war Schatten. Unsere Fußgänger litten besonders furchtbar darunter. Hätte man glauben können, daß fünf Monate früher, wie der Oberst Warburton constatirt hat, das Thermometer unter Null gesunken und die Cisternen sich mit einer dichten Eiskruste bedeckt hatten?

Tom Marix gab den Befehl, daß die Männer der Escorte, welche reiten, von Zeit zu Zeit absteigen und die anderen, welche zu Fuß gehen, aufsetzen lassen. Diese Maßregel wurde auf die Forderungen der Schwarzen hin getroffen, wobei ich aber mit Bedauern sehen mußte, daß Len Burker sich zu ihrem Vertreter machte. Gewiß sind diese Menschen zu beklagen, da sie barfuß in diesem spitzigen Grase bei einer fast unerträglichen Hitze Früh und Abends marschiren müssen. Aber es gehört sich nicht, daß Len Burker sie gegen die weiße Escorte aufstachle; er mischt sich da in Sachen

hinein, die ihn nichts angehen. Ich bat ihn, sich da zurückzuhalten.

„Ich thue dies nur im allgemeinen Interesse, Dolly,“ erwiderte er mir.

„Ich will es glauben,“ gab ich ihm zur Antwort.

„Es muß sogar das Gepäck vertheilt werden.“

„Lassen Sie dies nur mir über, Herr Burker,“ sagte Tom Marix, der zu diesem Gespräche kam. „Ich werde alle nothwendigen Maßregeln ergreifen.“

„Das seh' ich,“ versetzte Len Burker, indem er uns mit einem wüthenden Blicke den Rücken zuehrte. Jane bemerkte es, wie sich die Blicke ihres Gatten gerade auf sie hefteten und sie wandte sich ab.

Tom Marix versprach mir Alles zu thun, was von ihm abhängt, damit die Männer der Escorte, seien es Weiße oder Schwarze, sich in nichts zu beklagen haben.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

5. December. Während unserer Raft haben wir viel von den weißen Ameisen zu leiden, die uns in Myriaden angreifen. Sie sind unter dem Sande, aber ein Tritt genügt, um sie an die Oberfläche zu bringen.

„Ich habe eine harte Haut,“ sagte Zach Tren, „eine wahre Elephantenhaut, und doch beißen mich diese verdammten Thiere.“

Nicht einmal das Leder schützt vor den Bissen dieser Ameisen, und wir können uns nicht auf die Erde setzen, ohne sofort von ihnen bedeckt zu sein. Um ihnen zu entgehen, müssen wir uns gerade in die Sonne setzen, deren Hitze sie nicht ertragen können, und da kommen wir wieder aus dem Regen in die Traufe.



Am wenigsten wurde der Chinese von den Ameisen belästigt. War er zu faul, daß er sich um die lästigen Bisse kümmerte? Ich weiß nicht, aber während wir uns fraßen, von einem Orte zum anderen gingen und alle möglichen Verrenkungen machten, lag Gin-Ghi in dem Schatten des Grases ausgestreckt und schlief ruhig, als wenn die bösen Ameisen vor seiner gelben Haut Respect hätten.

Sos Meritt zeigte sich ebenso gleichgiltig. Obgleich sein langer Körper diesen Thieren ein weites Feld zum Angriff bot, so beklagte er sich doch gar nicht. In regelmäßiger automatischer Bewegung erheben sich seine Arme, fallen herab, streichen mechanisch Tausende von Ameisen ab und er sagt nur, indem er auf seinen Diener schaut:

„Diese Chinesen sind wirklich von der Natur außerordentlich begünstigt worden — Gin-Ghi?“

„Herr Sos?“

„Wir werden unsere Haut vertauschen.“

„Warum nicht,“ erwiderte der Himmlische, „wenn wir auch das Geld vertauschen können.“

„Gut!... D!... Sehr gut!... aber dazu gehört, daß erst einer von uns ausgeschält werden muß, und da werden wir zuerst mit Dir beginnen.“

„Nun, wir können in drei Monaten weiter darüber sprechen,“ erwiderte Gin-Ghi. Dann legte er sich auf das andere Ohr und schlief bis zu dem Augenblicke, wo die Karawane wieder aufbrach.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

10. December. Wir werden nicht eher Ruhe vor den Ameisen haben, bis unsere Karawane aufbricht.

Es ist nur ein Glück, daß diese Thiere nicht an den Beinen der Kameele hinaufklettern, aber unsere Fußgänger sind von diesen lästigen Insecten nicht frei.

Aber wir werden noch von einem anderen Feinde angegriffen, nämlich von den Mosquitos, die durch ihre Stacheln eine der furchtbarsten Geißeln Australiens sind. Unter ihren Stichen, besonders in der Regenzeit, magern die Thiere wie in Folge einer Epidemie ab, und gehen sogar zugrunde, ohne daß man etwas dagegen thun kann.

Und doch, was würden wir darum gegeben haben, wenn wir in der Regenzeit hätten sein können!

Denn diese Ameisen und Mosquitos waren nichts gegen die Qualen des Durstes, welche die Hitze des Monates December in Australien mit sich bringt. Der Wassermangel führt schließlich die Vernichtung aller geistigen und physischen Kräfte herbei. Jetzt gehen unsere Borräthe aus, unsere Fäßchen klingen hohl! Wir haben sie bei der letzten Cisterne gefüllt, aber mit schmutzigem, schlechtem Wasser, das unseren Durst nicht löschen kann. Unsere Lage wird bald der der Heizer an Bord der Dampfschiffe gleichen, welche das Rothe Meer durchfahren: Die Unglücklichen stürzen vor dem Feuer ihrer Kessel ohnmächtig zusammen.

Es dient uns nicht gerade zur Beruhigung, daß unsere Kameele einen schleppenden Gang beginnen, anstatt jenen regelmäßigen Schritt beizuhalten, der ihnen eigen ist. Sie strecken ihren Hals gegen den Horizont, der die lange und breite Ebene umzieht. Immer nur Steppe und Steppe, bedeckt mit diesem trockenen Grase, das seine starken Wurzeln in dem

Sande halten. Kein Baum, keine Spur von einem Brunnen, einer Cisterne oder einer Quelle.

— — — — — — — — — —  
— — — — — — — — — —  
— — — — — — — — — —

16. December. In zwei Märschen haben wir heute nicht einmal neun Meilen zurückgelegt. Uebrigens habe ich seit mehreren Tagen zu meinem Leidwesen constatirt, daß unsere Mittel bedeutend zusammengesmolzen sind. Die Thiere kommen trotz ihrer Stärke nur langsam vorwärts, besonders diejenigen, welche die Lasten trugen. Tom Marix wird wüthend, wenn seine Leute plötzlich stehen bleiben, bevor er das Zeichen zur Rast gegeben hat. Er geht auf die Lastkameele los, schlägt sie mit der Karawatsche, deren Hiebe die Thiere wegen ihrer starken Haut kaum fühlen.

Sos Meritt sagte mit seinem Phlegma, das ihn nie verließ:

„Gut! . . . Sehr gut! Herr Marix! Aber ich gebe Ihnen einen guten Rath: Schlagen Sie nicht die Kameele, sondern die Führer.“

Gewiß wäre Tom Marix diesem Rathe auch gefolgt, wenn ich ihn nicht daran gehindert hätte. Bei den furchtbaren Strapazen, welche unsere Leute erdulden, müssen wir vorsichtig sein und sie nicht noch mißhandeln! Einige von ihnen würden schließlich desertiren. Ich fürchte, daß dies noch eintrete, besonders wenn ein solcher Gedanke die Schwarzen der Escorte erfasst, obwohl Tom Marix nicht aufhört, mir in dieser Richtung hin die beruhigendsten Versicherungen zu geben.

— — — — — — — — — —  
— — — — — — — — — —  
— — — — — — — — — —

Vom 17. bis 27. December. Der Marsch wird immer noch unter gleichen Umständen fortgesetzt.

In den ersten Tagen der Woche schlug das Wetter mit einem heftigen Winde ein wenig um. Im Norden stiegen einige Wolken auf, die wie ungeheure Kanonenkugeln ausfahen, die nur ein Funke zum Plätzen bringen konnte.

Am diesem Tage, es war der 23. December, fuhr ein Blitz mit furchtbar grellem Lichte aus denselben, ohne aber von jenem dröhnenden Donner begleitet zu sein, den wir in den Gebirgsgegenden hören. Zu gleicher Zeit ergossen sich die atmosphärischen Ströme mit einer solchen Gewalt herab, daß wir uns auf unseren Thieren nicht halten konnten. Wir mußten absteigen und uns auf dem Boden ausstrecken. Zach Fren, Godfrey, Tom Marix und Len Burker hatten die größte Mühe, unsere Ribitka gegen die entfesselten Elemente zu schützen. Unter solchen Umständen war es unmöglich, an das Aufschlagen der Zelte zu denken.

„Das macht nichts,“ sagte Zach Fren, indem er sich die Hände rieb. „Ein Gewitter ist bald vorüber.“

„Es lebe das Gewitter, wenn es regnet!“ rief Godfrey.

„Godfrey hat Recht: Wasser! Wasser! Das ist unser Ruf . . . Aber wird es regnen? . . . Das ist die Frage.“

Sa, darum handelt es sich, denn ein ausgiebiger Regen wäre für uns Manna der Wüste. Unglücklicherweise war die Luft so trocken — das konnte man aus dem kurzen Donner annehmen —, daß die Wolken als Dunst blieben und sich nicht in Regen auflösen konnten. Und doch wäre es schwer gewesen, sich ein furchtbareres Gewitter, ein furchtbareres Blitzen und Donnern vorzustellen.



Ich konnte damals auch sehen, wie sich die Schwarzen bei einem Gewitter benehmen, das ich schon nach den Reisebeschreibungen kannte. Weder fürchteten sie, daß der Blitz in sie einschlage, noch schlossen sie die Augen vor dem grellen Aufleuchten des Blitzes, noch schrakten sie bei dem furchtbaren Donner zusammen. Die Schwarzen unserer Escorte stießen Freudenrufe aus und fühlten durchaus nicht jenen physikalischen Eindruck, dem jedes Wesen unterworfen ist, wenn sich die elektrische Kraft der Wolken über unserem Haupte entladet.

Gewiß ist die Nervosität bei den Menschen einer niedrigen Bildungsstufe wenig vorhanden. Vielleicht begrüßen sie in diesem Gewitter die Sündfluth! Und in der That war es auch nichts anderes.

„Mrs. Dolly . . . Mrs. Dolly,“ sagte Godfrey zu mir, „es ist halt doch Wasser, reines gutes Wasser, Himmelswasser, das über unserem Kopfe hängt! Die Blitze da bringen die Wolken zum Bersten und doch fällt nichts herunter!“

„Ein wenig Geduld, liebes Kind,“ erwiderte ich ihm, „verzweifeln wir nicht!“

„Ja,“ versetzte Zach Fren, „die Wolken verdichten sich und kommen zu gleicher Zeit der Erde näher. Ach, wenn der Wind nachläßt, so werden sich auf einmal die Schleusen des Himmels öffnen!“

Und wirklich war zu befürchten, daß der Sturm diese aufgehäuften Wolken gegen Süden treibe, ohne uns einen Tropfen Wasser zu geben.

Gegen 3 Uhr Nachmittags scheint sich der Himmel gegen Norden aufzuheitern; daß das Gewitter bald vorüber sein wird, das wäre eine furchtbare Enttäuschung!

„Gut! . . . D . . . Sehr gut!“

Jos Meritt sagte seine gewöhnliche Redensart, die nie gerechtfertigter war. Unser Engländer streckte die Hand aus und constatirte, daß er einige Tropfen Regen gefühlt habe.

Der Wolkenbruch ließ nicht lange auf sich warten. Wir mußten schnell unsere Gummimäntel umwerfen und dann wurden alle zur Verfügung stehenden Gefäße auf den Boden gestellt, um das kostbare Maß recht reichlich aufzufangen. Man spannte Decken, Wäsche, Leintücher auf, um nur recht viel Wasser zu erhalten, mit dem man die armen Thiere tränken konnte.

Uebrigens konnten die Kameele sofort ihren Durst löschen, denn es bildeten sich überall Pfützen und kleine Rinnsale und die weite Ebene drohte ein Sumpf zu werden. Es war Wasser da, genug für Jedermann. Wir erquickten uns an diesem reichlichen Wasserschwallen, welchen die trockene Erde bald wie ein Schwamm aufsaugen und das die Sonne, die auf dem Horizonte wieder erschien, bald bis zu dem letzten Tropfen in Dunst verwandelt haben würde.

So hatten wir denn wieder einen Wasservorrath für mehrere Tage und wir konnten unsere täglichen Wünsche von neuem beginnen, da die Leute an Leib und Seele gestärkt und die Thiere wieder gut zu Fuße waren. Die Tonnen wurden bis zum Rande gefüllt, und jedes hohle Gefäß, das nicht unumgänglich nothwendig war, als Wasserbehälter benützt. Was die Kameele betrifft, so füllten diese ihre innere Tasche, mit denen sie die Natur ausgestattet hat, für eine gewisse Zeit reichlich mit Wasser. Soll man sich nicht wundern, daß diese Tasche ungefähr 67 Liter aufnimmt?

Unglücklicherweise sind diese Gewitter selten, welche gerade um diese Zeit, wo die Hitze am größten ist,

am wenigsten die Oberfläche von Australien befeuchten. Es wäre daher unvorsichtig, auf eine so günstige Eventualität für die Zukunft zu rechnen. Dieses Gewitter hatte kaum drei Stunden gedauert und die Cisternen werden von den glühenden Sonnenstrahlen binnen kurzem wieder trocken gelegt worden sein. Die Brunnen werden zwar viel mehr Wasser aufgefangen haben, und wir können uns Glück wünschen, wenn dieses Gewitter nicht local gewesen ist. Hoffen wir, daß es auf einige hundert Meilen die australische Ebene erquickt hat!

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

29. December. Indem wir uns fast genau an den Weg des Obersten Warburton unter solchen Umständen hielten, erreichten wir ohne weiteren Unfall Waterlow-Spring, 140 Meilen vom Berge Liebig entfernt. Unsere Expedition berührte damals den 26. Meridian, den Tom Mariz und Godfrey auf der Karte entdeckten. So hatten wir also die Grenze überschritten, die vom Norden nach Süden zwischen den anstoßenden Provinzen und Theilen des Continentes hinzieht, welcher Ostaustralien heißt.

---

X.

Noch einige Auszüge.

Waterlow-Spring ist weder ein Dorf noch eine Ortschaft, einige Hütten der Eingeborenen, die in dieser Zeit leer waren, weiter nichts. Die Nomaden halten sich dort nur um die Jahreszeit auf, wo Regengüsse die Gewässer

jener Gegend speisen, was ihnen erlaubt, dort durch einige Zeit zu bleiben. Waterlow rechtfertigt durchaus nicht den zweiten Theil seines Namens, nämlich „Spring“ (Quelle), der gewöhnlich allen Ortschaftsnamen der Wüste beigelegt ist. Nirgends ist eine Quelle zu sehen, wenigstens nicht an der Oberfläche; während in der Sahara mit ihren frischen Rasen, schattigen Bäumen und fließenden Gewässern solche Quellen hin und wieder vorkommen, würde man solche in der australischen Wüste vergebens suchen.

In der Weise ist das Tagebuch der Mrs. Branican geschrieben, aus welchem noch einige Auszüge gegeben werden sollen, denn sie lassen besser als die genaueste Beschreibung die Beschaffenheit des Landes erkennen, um all die furchtbaren Qualen zu verstehen, welche die Reisenden dort zu erdulden hatten. Wir werden auch die moralische Kraft, die unbezwingliche Energie der Verfasserin ebenso erkennen, wie ihren festen Entschluß, das Ziel zu erreichen, mochten die Opfer noch so groß sein.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

30. December. Wir müssen uns in Waterlow-Spring 48 Stunden aufhalten, worüber ich trostlos bin, wenn ich an die Entfernung denke, welche uns noch von dem Thale des Fitz-Roy trennt. Und weiß man, ob wir nicht jenseits dieses Thales den Stamm der Indas noch suchen müssen? Seit dem Tage, wo Harry Felton ihn verlassen hat, mag sich die Lage Johns verändert haben? . . . Werden nicht die Eingeborenen an ihm Rache genommen haben, weil sein Gefährte geflohen ist? . . . Ich darf an so etwas nicht denken! . . .



Dieser Gedanke würde mich tödten!

Zach Fren versucht mich zu beruhigen:

„Da seit so viel Jahren der Capitän John und Harry Felton bei diesen Indas gefangen gehalten wurden,“ sagte er zu mir, „so haben sie auch ein Interesse daran, sie am Leben zu erhalten. Die Eingeborenen haben in diesem Weißen einen werthvollen Häuptling erkannt, und sie warten nur auf eine Gelegenheit, wo sie ihn gegen ein hohes Lösegeld ausliefern können. Nach meiner Ansicht hat die Flucht Harry Felton's die Lage des Capitän John nicht verschlechtert.“

Wolle Gott, daß dem so wäre.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

31. December. Heute geht das Jahr 1890 zu Ende und somit sind es fünfzehn Jahre, daß der „Franklin“ den Hafen von San-Diego verlassen hat . . . Fünfzehn Jahre! . . . Erst seit vier Monaten hat unsere Karawane Abelaïde verlassen! Wie wird dieses Jahr für uns enden, das in der Wüste beginnt!

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

1. Jänner. Meine Gefährten wollten diesen Tag nicht vorübergehen lassen, mir ein „Glückliches Neues Jahr“ zu wünschen. Meine liebe Jane umarmte mich tief gerührt und ich hielt sie lange in meinen Armen. Zach Fren und Tom Marix drückten mir die Hand. Ich weiß, daß ich in ihnen zwei Freunde habe, die für mich in den Tod gehen würden. Alle Leute drängten sich an mich heran und brachten mir ihre Glückwünsche dar. Ich sage Alle, mit Ausnahme der Schwarzen

der Escorte, deren Unzufriedenheit sich bei jeder Gelegenheit zeigte. Es ist klar, Tom Marix hält sie mit Mühe in Ordnung.

Len Burker sprach zu mir in seinem gewöhnlichen Tone, indem er mir versicherte, daß unsere Unternehmung Erfolg haben wird, aber es fragt sich, ob es gut ist, wenn wir den Weg zu dem Fluße Fitz-Roy einschlagen. Die Indas sind nach seiner Meinung Nomaden, welche man häufiger in den benachbarten Gegenden des Queensland, d. h. im Osten des Continentes findet. „Es ist wahr,“ sagte er, „daß wir uns an jenen Ort begeben, wo Harry Felton seinen Capitän zurückgelassen hat . . . Aber wer kann wissen, ob die Indas nicht ihre Plätze verlassen haben . . .“ u. s. w.

Diese Worte wurden in jenem Tone gesagt, welcher kein Vertrauen einflößt, jener Ton, den manche Leute anschlagen, ohne beim Sprechen einen anzusehen. Aber Godfrenys Aufmerksamkeit hat mich am meisten gerührt. Er hatte ein Bouquet aus jenen kleinen Blumen gemacht, welche zwischen den Grasshalmen wachsen, und bot es mir mit so zärtlichen Worten an, daß ich darüber ganz gerührt war und weinen mußte, als ich ihn umarmte und seine Küsse den meinigen antworteten . . . Warum erinnerte ich mich wieder, daß mein kleiner Wat so alt . . . so gut wie er sein würde.

Jane war auch dabei . . . Sie war gerührt und auffallend bleich . . . Ich dachte, daß sie ohnmächtig werden würde, aber sie konnte sich beherrschen und ihr Mann führte sie weg . . . ich wagte nicht, sie zurückzuhalten.

Wir setzten an diesem Tage bei trübem Wetter um 4 Uhr Nachmittags unseren Weg fort. Die Hitze war ein wenig erträglicher, und alle Kameele, Reit-

wie Lastthiere, hatten sich von ihrer Ermüdung erholt und schritten kräftig dahin. Man mußte sie sogar zurückhalten, damit die Leute, die zu Fuß gingen, ihnen folgen konnten.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

15. Jänner. Durch einige Tage haben wir einen ziemlich großen Weg zurückgelegt. Zwei- oder dreimal regnete es noch reichlich, wir litten keinen Durst und ergänzten unsere Vorräthe vollständig. Die Wasserfrage ist die ernsteste und auch die erschreckendste, wenn es sich um eine Reise in die Wüste handelt, denn sie verlangt eine beständige Fürsorge. In der That scheinen sehr wenig Cisternen auf den Wegen, die wir nehmen, zu sein. Der Oberst Warburton machte dieselbe Erfahrung auf seiner Reise, welche an der westlichen Küste von Tasmanland endigte.

Wir leben jetzt nur von unseren Vorräthen, denn das Wild hat diese traurigen Einöden geflohen. Kaum sieht man einige Tauben, denen man sich nicht nähern kann. Sie ruhen nach langem Fluge zwischen dem Grase aus, wenn ihre Flügel nicht mehr die Kraft haben, sie zu halten. Nichtsdestoweniger haben wir noch Vorräthe für mehrere Monate und ich kann in dieser Richtung hin vollständig beruhigt sein. Zach Fren achtet mit großer Sorgfalt darauf, daß Fleisch, Conserven, Thee, Mehl, Kaffee regelmäßig und in der festgesetzten Menge vertheilt werde. Wir selbst sind diesem Gesetze unterworfen und Niemand bildet eine Ausnahme. Die Schwarzen haben keine Ursache sich zu beklagen, denn wir werden nicht besser behandelt wie sie. Hin und wieder flogen einige verirrte Sperlinge über die

Oberfläche dieser Gegenden dahin, aber sie sind nicht werth, daß man sich die Mühe nimmt, sie zu jagen.

Immer bereiteten uns Hunderttausende von weißen Ameisen während der Raftstunden große Schmerzen, aber von den Mosquitos waren wir, da das Land zu trocken war, verschont. „Wir werden sie an feuchten Stellen wiederfinden,“ bemerkte Tom Marix. Nun, wir wollen gerne ihre Bisse ertragen, wenigstens stoßen wir wieder auf Wasser.

Wir erreichten am 23. Jänner Mary-Spring, 90 Meilen von Waterlow entfernt.

Eine Gruppe magerer Bäume, halb verwelkt, stehen an diesem Orte.

„Ihre Blätter hängen wie durstige Zungen herunter,“ sagte Godfrey.

Dieser Vergleich ist ganz richtig.

Ich bemerke, daß dieser Bursche nichts von der Heiterkeit seines Alters verloren hat. Seine Gesundheit läßt nichts zu wünschen übrig, worüber ich sehr beruhigt bin, denn er ist in einem Alter, wo die jungen Leute schnell wachsen und kräftiger Nahrung bedürfen. Diese unglaubliche Aehnlichkeit verwirrt mich manchmal . . . Ganz derselbe Blick, wenn er mich ansieht, derselbe Ton seiner Sprache . . . er nennt die Dinge und drückt seine Gedanken gerade so aus, wie mein armer Sohn.

Eines Tages machte ich Len Burker auf diese Eigenthümlichkeiten aufmerksam.

„Nein, Dolly,“ antwortete er, „das ist eine reine Sinnestäuschung. Ich gestehe, daß ich über die Aehnlichkeit gar nicht erstaunt bin, die nach meiner Meinung nur in Ihrer Einbildung existirt. Nun da liegt weiter nichts daran, wenn sie aus diesem Grunde für diesen Burschen ein so großes Interesse haben.“



„Nein, Len,“ antwortete ich, „denn ich fühle mich bloß deshalb zu Godfrey hingezogen, weil er sich für das einzige Ziel meines Lebens so begeisterte . . . John wiederzufinden und zu retten. Er bat mich inständigst, ihn mitzunehmen, und gerührt von diesen Bitten, willigte ich ein. Und dann ist er ja eines meiner Waisenkinder in San-Diego, die im Wat-House erzogen werden . . . Godfrey ist wie ein Bruder meines kleinen Wat . . .“

„Ich weiß, ich weiß, Dolly,“ erwiderte Len Burker, „und ich verstehe Sie auch bis zu einem gewissen Grade. Wolle der Himmel, Sie möchten nie eine That bereuen, wo mehr Ihre Einbildung als Ihre Vernunft im Spiele ist.“

„Ich höre Sie nicht gern so sprechen, Len Burker,“ erwiderte ich lebhaft. „Solche Bemerkungen verletzen mich. Was haben Sie gegen Godfrey?“

„O nichts . . . nichts bis jetzt. Aber wer weiß . . . später . . . könnte er vielleicht Ihre Güte ein wenig zu sehr mißbrauchen . . . Ein Findelkind . . . Man weiß nicht, woher es kommt . . . Wer es ist . . . Welches Blut in seinen Adern fließt . . .“

„Das Blut braver, ehrlicher Leute, dafür büрге ich,“ rief ich aus. „An Bord des „Brisbane“ hatten ihn Alle gern, Vorgesetzte, wie Kameraden, und wie mir der Capitän selbst sagte, erhielt Godfrey noch nie einen Tadel! Zach Fren, der sich auf Menschen auskennt, schätzt ihn ebenso wie ich! Sagen Sie mir also, Len Burker, was Sie gegen diesen Knaben haben?“

„Ich . . . Dolly! . . . Ich liebe ihn und liebe ihn auch nicht . . . Er ist mir vollständig gleichgiltig . . . Was meine Freundschaft anbelangt, so gebe ich sie

eben nicht dem ersten Besten, und ich denke nur an John, ihn den Eingeborenen zu entreißen . . .“

Wenn Len Burker mir durch diese Worte eine Lehre geben wollte, so beachte sie nicht. Ich werde meinen Gatten nicht um dieses Kindes willen vergessen, aber der Gedanke macht mich glücklich, daß Godfrey seine Anstrengungen mit den meinigen vereinigt. Ich bin fest überzeugt, daß John Alles billigen wird, was ich gethan habe, und ich rechne auch für die Zukunft auf diesen jungen Mann.

Als ich Jane dieses Gespräch mittheilte, schlug sie die Augen nieder und gab keine Antwort.

In Zukunft werde ich schweigen, denn Jane will und kann Len Burker nicht Unrecht geben. Ich verstehe diese Zurückhaltung, es ist ihre Pflicht.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

29. Jänner. Wir sind an den Ufern eines kleinen Sees angelangt, den Tom Marig für den White-Lake hält. Er rechtfertigt auch seinen Namen „Weißer See“, denn an Stelle des Wassers, das verdunstet ist, befindet sich da eine dicke Salzkruste, die bis auf den Grund geht. Dieser See ist noch ein Rest jenes großen Binnenmeeres, das ehemals Australien in zwei große Inseln theilte.

Zach Fren ergänzte unsere Salzvorräthe; hätten wir lieber trinkbares Wasser gefunden!

In der Umgebung sind eine Menge Ratten, die kleiner sind wie die gewöhnlichen, aber vor denen wir sehr auf der Hut sein müssen, weil sie wegen ihrer Gefräßigkeit Alles benagen, was man unbeachtet stehen läßt.

Uebrigens fanden die Schwarzen, daß diese Thiere ein gar nicht so übles Wildpret liefern. Sie fingen daher einige Duzend, zogen sie ab, brieten sie dann und ergözten sich an diesem ekelhaften Fleische. Wir müßten wohl schon gar keine Lebensmittel mehr haben, wenn wir diese Thiere essen sollten. Gebe Gott, daß wir nie auf solches Fleisch angewiesen seien!

Nun sind wir an der Grenze der Wüste, welche man unter dem Namen der „Great-Sandy-Desert“ versteht.

Während der letzten 20 Meilen veränderte sich allmählich das Terrain. Die Gräser sind weniger dicht, und diese mageren Pflanzen sind ganz im Verschwinden begriffen. Ist denn der Boden so trocken, daß er kaum dieser so anspruchlosen Vegetation entspricht? Niemand würde es für möglich halten, der nicht diese ungeheure, sandige Wüste sähe. Es muß daher in diesen Gegenden, die von den Sonnenstrahlen förmlich verzehrt werden, gar nicht regnen, nicht einmal im Winter.

Vor dieser fürchterlichen Trockenheit und Einöde konnte sich Keiner von uns eines gewissen ängstlichen Gefühles erwehren. Tom Marix zeigte mir diese öden Gegenden auf der Karte: Ein weißer Fleck, den die Reisenden Giles und Gibson durchschnitten. Gegen Norden zeigt die Linie, welche den Weg des Obersten Warburton angiebt, deutlich die Unsicherheit und die Umwege, welche er machen mußte, um Wasser zu finden. Da sind seine kranken, hungerigen Leute am Ende ihrer Kräfte . . . Dort fallen seine Thiere um . . . stirbt sein Sohn . . . Besser ist es, wir lesen seinen Reisebericht nicht . . . Die Kühnsten werden zu entsetzt zurückweichen . . . Aber ich habe ihn gelesen und . . . ich lese ihn wieder . . . Ich lasse mich nicht in Schrecken

setzen . . . Den Gefahren, welchen dieser Reisende zur Erforschung unbekannter Länder Australiens getrozt hat, werde auch ich trozen, um John aufzufinden . . . Das ist das einzige Ziel meines Lebens, und ich werde es erreichen.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

3. Februar. Seit fünf Tagen müssen wir die Hälfte unseres Marsches verringern . . . nichts ist bedauerlicher. Unsere Karawane, welche durch Terrain-schwierigkeiten aufgehalten wird, ist unfähig, geradeaus zu marschiren. Der Boden ist manchmal zerklüftet, so daß wir oft absteigen müssen. An einigen Orten sind Dünen, welche die Kameele umgehen müssen; manchmal erheben sich die Sandhügel bis zu einer Höhe von 100 Fuß, welche wiederum Thäler von 600 bis 700 Fuß trennen. Da die Leute tief in den Sand einsinken, so wird der Marsch immer beschwerlicher.

Die Hitze ist erstickend, und man kann sich nicht vorstellen, mit welcher Gluth die Sonne ihre Strahlen herabjendet. Es sind förmliche Feuerpfeile, welche an tausend Stellen den Körper durchdringen. Jane und ich konnten kaum in unserer Kibitka bleiben. Was mußten erst unsere Gefährten von Früh bis Abends leiden! Zach Fren, der doch so kräftig ist, wird müde, aber er hat nichts von seinem guten Humor verloren. Dieser treue Freund, dessen Leben mit dem meinigen so verknüpft ist! Jos Meritt erträgt diese Strapazen mit einer Seelenruhe und einem Widerstande, um welche er zu beneiden ist; sein Diener, welcher weniger geduldig ist, klagt, ohne daß es ihm gelingt, seinen



Herrn zu rühren, Wenn man bedenkt, daß dieser Mensch solche Strapazen für einen Hut erträgt!

„Gut! . . . O! . . . Sehr gut!“ antwortete er, wenn man ihm das sagt; „aber Welch seltener Hut! . . .“

„Ein alter Komödiantenhut!“ murmelte Zach Fren, indem er mit den Achseln zuckte.

Zwischen 8 und 4 Uhr ist es unmöglich, einen Schritt zu machen. Man lagert sich gleich hin, wo man steht, man schlägt ein oder zwei Zelte auf. Die Leute, Weiße und Schwarze, strecken sich, wenn sie es können, im Schatten der Kameele aus. Aber was erschreckend ist — das Wasser geht aus; was soll aus uns werden, wenn wir nur auf ausgetrocknete Brunnen stoßen? Ich fühle, daß Tom Marix außerordentlich unruhig ist, obgleich er seine Angst mir zu verbergen sucht. Er hat Unrecht, es wäre besser, er würde mir nichts verhehlen. Ich kann Alles hören und ich werde nicht schwach werden . . .

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

14. Februar. Elf Tage sind verflossen und an zweien hat es nur geregnet. Wir waren nicht im Stande unsere Fäßchen zu füllen; weder konnten die Menschen ihren Durst löschen, noch die Thiere genügenden Wasservorrath zu sich nehmen; wir sind in Emily-Spring angekommen, wo die Quelle ganz ausgetrocknet ist. Unsere Thiere sind erschöpft, Jos Meritt weiß nicht mehr, welche Mittel er ergreifen soll, um sein Kameel weiter zu bringen. Er schlug es nicht, sondern suchte ihm von einer anderen Seite beizukommen. Ich hörte ihn sagen:

„Armes Thier, wenn Du auch leidest, so hast Du wenigstens keinen Kummer.“

Das Thier schien diese Auszeichnung nicht zu verstehen. Wir setzten unseren Weg fort mit größerer Unruhe als sonst. Zwei Thiere sind krank, sie schleppen sich weiter und werden wohl nicht die Reise fortsetzen können. Die Lebensmittel, welche diese Thier trugen, wurden auf ein Reitkameel gelegt, welches einem der Leute von der Escorte genommen wurde.

Seien wir glücklich, daß das männliche Kameel, auf welchen Tom Marix sitzt, noch kräftig ist, denn ohne dieses Thier würden auch die anderen erlahmen und nichts könnte sie dann weiter bringen!

Die armen kranken Thiere mußten getödtet werden, denn sie verhungern, verdursten oder als Beute eines langen Todeskampfes zu lassen, wäre unmenschlich gewesen. Besser man macht ihren Leiden durch einen Schuß ein Ende!

Die Karawane zieht weiter und umgeht einen Sandhügel . . . zwei Schüsse ertönen . . . Tom Marix kommt wieder zu uns und der Marsch wird fortgesetzt. Der Zustand zweier unserer Leute macht mir viel Sorge, sie haben das Fieber, und wir sparen keine Arznei aus unserer Apotheke. Aber ein brennender Durst verzehrt sie, unsere Wasservorräthe sind weg und nichts zeigt uns an, daß wir in der Nähe von Cisternen sind.

Die Kranken liegen auf dem Rücken eines Kameels ausgestreckt, welche ihre Gefährten führen. Man kann Menschen nicht zurücklassen, wie man Thiere zurück läßt. Wir werden sie pflegen, das ist unsere Pflicht . . . aber die furchtbare Hitze reibt sie allmählich auf.

Tom Marix, der die Schrecken der Wüste gewöhnt ist und seine reichen Erfahrungen oft bei der Pflege

seiner Polizeikameraden verwendet hat, weiß keinen Rath mehr . . . Wasser! . . . Wasser! . . . Das verlangen wir von den Wolken, weil es uns der Boden unmöglich geben kann.

Die Schwarzen ertragen am besten die Strapazen und scheinen nicht sehr unter der furchtbaren Hitze zu leiden. Wenn sie auch weniger zu erdulden haben, so wächst doch ihre Unzufriedenheit von Tag zu Tag. Vergebens sucht Tom Marix sie zu beruhigen. Die Unwilligsten flüstern während der Nacht miteinander und Alles deutet auf eine Empörung hin.

Am 21. verweigerten alle gemeinschaftlich, den Weg nach Nordwesten fortzusetzen, weil sie vor Durst dem Tode nahe wären. Ach! Wie haben sie Recht! Seit zwölf Stunden ist kein Tropfen Wasser mehr in unseren Fässern; wir müssen Branntwein trinken, dessen Wirkungen schlimm sind.

Ich mußte persönlich unter die aufrührerischen Schwarzen treten, denn es handelte sich darum, es ihnen verständlich zu machen, daß ein Aufenthalt in solchen Umständen ihre Leiden nicht beenden würde.

„Wir wollen,“ erwiderte einer von ihnen, „den Rückweg einschlagen.“

„Zurück? . . . und bis wohin?“

„Bis nach Mary-Spring.“

„In Mary-Spring ist auch kein Wasser,“ erwiderte ich, „und das wißt Ihr sehr gut.“

„Wenn in Mary-Spring kein Wasser ist, so werden wir es ein wenig weiter finden auf der Seite des Wilson-Berges.“

Ich jah Tom Marix an, welcher die Karte unserer Wüste brachte; wir schauen nach und sehen wirklich nördlich von Mary-Spring einen ziemlich großen Fluß

der vielleicht noch nicht ausgetrocknet war. Er hieß Sturt-Creek. Wie konnte der Eingeborene eine Kenntniß von diesem Flusse haben? Ich fragte ihn; er zögerte zuerst und antwortete schließlich, daß Herr Burker es ihnen gejagt habe. Er ist es auch, der ihnen den Vorschlag gemacht habe, dorthin zu ziehen. Ich war wirklich entrüstet über die Unvorsichtigkeit Len Burker's, einen Theil der Escorte aufzuheben, nach Osten zu ziehen. Es würde daraus nicht nur eine Verzögerung, sondern eine bedeutende Abweichung unserer Reise von dem Flusse Fitz-Roy eintreten.

Ich stellte ihn sofort zur Rede.

„Was wollen Sie, Dolly, besser ist es, wir setzen uns Verzögerungen aus oder Abänderungen, als daß wir auf einem Wege weiter ziehen, wo kein Wasser zu finden ist.“

„In jedem Falle, Herr Burker,“ sagte Zach Fren erregt, „gehört es sich, daß Sie Ihre Meinung darüber Mrs. Branican und nicht den Eingeborenen mittheilen.“

„Sie verkehren mit unseren Schwarzen auf solche Weise,“ fügte Tom Marix dazu, „daß ich sie nicht mehr halten kann. Bin ich ihr Chef oder sind Sie es, Herr Burker?“

„Ich finde Ihre Bemerkungen unpassend,“ erwiderte Burker.

„Unpassend oder nicht, sie sind durch Ihr Benehmen vollständig gerechtfertigt.“

„Es hat mir hier Niemand zu befehlen, außer Mrs. Branican . . .“

„Gut, Len Burker,“ versetzte ich, „wenn Sie künftig hin was zu sagen haben, so bitte ich sich an mich zu wenden und nicht an Andere.“



„Mrs. Dolly,“ sagte dann Godfrey, „soll ich nicht vorausreiten, um nach einer Cisterne zu suchen? . . . Ich werde schließlich doch eine finden.“

„Cisternen ohne Wasser,“ sagte Len Burker leise, der sich mit einem Achselzucken entfernte.

Ich kann mir lebhaft vorstellen, was Jane, die dieser peinlichen Scene auch bewohnte, leiden mußte. Das Benehmen ihres Gatten kann für uns von den schlimmsten Folgen begleitet sein. Ich mußte mich mit Tom Marix vereinigen, um von den Schwarzen zu erlangen, daß sie nicht mehr auf den Rückzug bestehen. Es gelang uns ohne Mühe. Aber sie erklärten, wenn wir binnen 24 Stunden kein Wasser fänden, so würden sie nach Mary-Spring zurückkehren, um Sturt-Creef zu erreichen.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

23. Februar. Welch unbeschreibliche Qualen in den beiden darauffolgenden Tagen! Der Zustand unserer beiden kranken Gefährten verschlimmerte sich. Drei Kameele fielen um und standen nicht mehr auf, unfähig, sich zu bewegen. Sie mußten getödtet werden und somit waren vier Mann der Escorte gezwungen, zu Fuß zu gehen.

Kein menschliches Wesen in dieser Great-Sandy-Wüste! Kein Australier aus den Gegenden des Tasmanlandes, der uns zu Cisternen geführt hätte! Gewiß war unsere Karawane von dem Wege des Obersten Warburton abgewichen, denn dieser hatte nie so lange Märsche ohne Wasser zu machen gehabt. Oft enthielten die halb ausgetrockneten Cisternen nur wenig schmutziges Wasser. Aber es war doch Wasser! Und wir . . .

Heute konnten wir nach dem ersten Marsche unseren Durst löschen, indem Godfrey es gelang, in nicht geringer Entfernung eine Cisterne zu finden.

Seit früh befand sich das arme Kind immer zwei Meilen voraus, als wir ihn gegen 2 Uhr in aller Eile zurückkommen sahen.

„Eine Cisterne! . . . Eine Cisterne!“ rief er schon von weitem.

Bei diesem Rufe bekam Alles wieder Leben. Die Kameele gingen rascher; es schien, als ob das Thier Godfrey's ihnen gesagt hätte:

„Wasser! . . . Wasser!“

Nach einer Stunde hielt die Karawane bei einer Baumgruppe, deren trockenes Laub die Cisterne beschattete. Glücklicherweise waren es Gummibäume und keine Eufalypten, die wohl den letzten Tropfen aufgezehrt hätten. Aber es darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese selten vorkommenden Cisternen eine kleine Schaar Menschen in einem Augenblicke leeren kann. Das Wasser ist nicht reichlich vorhanden und muß auch noch oft aus dem Sande gegraben werden, weil diese Cisternen keine menschlichen Werke sind, sondern natürliche Aushöhlungen, die sich während der Winterregen bilden. Sie haben kaum fünf bis sechs Fuß Wasser, was aber genügt, daß es, gegen die Sonnenstrahlen geschützt, vor Verdunstung bewahrt bleibt und sich sogar während der langen Sommerhitze erhält.

Manchmal verrathen sich diese Wasserbehälter an der Oberfläche nicht durch eine Gruppe von Bäumen, und man kann leicht an ihnen vorübergehen, ohne sie zu sehen. Man muß daher das Land sehr sorgfältig übersehen, was Oberst Warburton den Wüstenreisenden nicht oft genug empfehlen kann.

Diesmal hatte Godfrey eine glückliche Hand, denn diese Cisterne, an der wir seit 11 Uhr unser Lager aufgeschlagen hatten, enthielt mehr Wasser, als den Menschen, Thieren und zur Füllung unserer Fässer nothwendig war. Das Wasser war, da es durch den Sand sickerte, frisch, weil es am Fuße einer Düne nicht direct den Sonnenstrahlen ausgesetzt war.

Jeder von uns labte sich an diesem kühlen Naß und wir mußten sogar unsere Gefährten auffordern, nur mäßig zu trinken, da sie sich schließlich krank machen konnten.

Am folgenden Tage setzten wir um 4 Uhr Früh unseren Weg fort, indem wir uns nach Nordwest wandten, um auf dem kürzesten Weg Seanna-Spring zu erreichen, das ungefähr 190 Meilen von Mary-Spring entfernt lag.

— — — — —  
— — — — —  
— — — — —

Diese wenigen Blätter aus dem Tagebuch der Mrs. Branican zeigen zur Genüge, daß ihre Energie sie nicht einen Augenblick verlassen hat.

Wir nehmen nun die Beschreibung dieser Reise wieder auf, welcher die Zukunft noch so Vieles vorbehielt, das unmöglich vorausgesehen werden konnte und so ernste Folgen nach sich zog.

---

## XI.

### Spuren und Ereignisse.

Wie uns die letzten Blätter des Tagebuches der Mrs. Branican erkennen ließen, so wurde die Karawane

wieder muthig und vertrauensvoll. An Lebensmitteln war nie Noth und sie hatten auch deren für mehrere Monate vorräthig. Nur der Mangel an Wasser machte sich durch einige Monate fühlbar, und auch mit diesem waren sie jetzt durch die glückliche Auffindung einer Cisterne reichlich versorgt.

Nun mußten sie immer noch eine furchtbare Hitze ertragen, eine erstickende Luft einathmen, während weit und breit kein Baum und kein Strauch stand. Es giebt wenige Reisende, die diesen Strapazen Stand halten können, wenn sie nicht in dem Lande geboren sind. Wo der Eingeborene fest weiterschreitet, unterliegt der Fremde. Zu diesem mörderischen Klima muß man geboren sein.

Nichts als jene Dünen und rothen Sandmassen! Der gleichsam brennende Boden, dessen intensive Farbe noch durch die Sonnenstrahlen gesteigert wurde, blendete fortwährend die Augen. Der Sand war so heiß, daß es einem Weißen unmöglich war, barfuß zu gehen; die Schwarzen konnten dies vermöge ihrer abgehärteten Haut wohl thun, und sie klagten auch in dieser Beziehung nie. Aber sie klagten doch und ihr Unwille trat bei jeder Gelegenheit hervor. Wenn Tom Marix nicht eingesehen hätte, daß er seine Escorte vollständig beisammen haben mußte, weil sie doch mit einigen Stämmen in Kampf gerathen konnten, so hätte er Mrs. Branican gerathen, sie aus ihrem Dienste zu entlassen.

Uebrigens sah Tom Marix die Schwierigkeiten immer mehr wachsen und er konnte sich nicht verschließen, daß trotz allen Qualen und Gefahren, denen man bisher getrozt hatte, sie doch dem sicheren Verderben entgegengehen. Er behielt dies für sich und



ließ gegen niemanden ein Wort darüber fallen. Nur Zach Fren durchblickte ihn und war förmlich beleidigt darüber, daß er ihn nicht in das Vertrauen zog.

„Tom,“ sagte er eines Tages zu ihm, „ich hätte Sie nicht für einen Mann gehalten, der den Muth verliert!“

„Ich den Muth verlieren! . . . Sie täuschen sich, Zach, wenigstens in dem Sinne, daß ich nie den Muth verlieren werde, meine übernommene Mission bis zu Ende zu führen. Den Durchzug durch diese Wüsten fürchte ich nicht, sondern nach demselben gezwungen zu werden, ohne Erfolg wieder zurückzukehren.“

„Glauben Sie denn, Tom, daß der Capitän John seit der Flucht Harry Felton's zugrunde gegangen ist?“

„Ich weiß nichts davon, Zach, und Sie wissen darüber auch nicht mehr.“

„O ja, ich weiß es, wie ich sicher weiß, daß zweimal zwei vier ist.“

„Sie sprechen hier gerade so, wie Mrs. Branican oder Godfrey sprechen, und Sie nehmen ebenso wie jene die Hoffnung als Gewißheit an. Ich wünschte, Sie hätten Recht. Aber der Capitän John befindet sich, wenn er am Leben ist, in den Händen der Indas, und wo sind diese Indas?“

„Sie sind dort, wo sie sind, Tom, und dahin muß die Karawane ihren Weg nehmen, sollte sie auch noch ein halbes Jahr herumwandern müssen. Zum Teufel! Wenn man halt nicht mehr weiter kann, gut, so gehen wir wieder zurück. . .“

„Ja, Zach, auf dem Meere geht das schon, wenn man weiß, man kehrt in diesen oder jenen Hafen wieder zurück. Aber wissen wir etwas, wohin wir durch diese Gegenden da kommen?“

„In der Verzweiflung wird man es freilich nicht wissen.“

„Ich verzweifle nicht, Zach.“

„O ja, Tom, und was noch furchtbarer ist, Sie werden es schließlich nicht mehr verbergen können. Derjenige, welcher seine Unruhe verhehlt, ist ein schlechter Capitän und bringt in seine Mannschaft Unruhe. Hüten Sie sich davor, Tom, nicht um Mrs. Branican willen, die nichts von ihrem Wege abbringen könnte, sondern vor den Weißen unserer Escorte! Wenn sie mit den Schwarzen gemeinsame Sache machen . . .“

„Ich bürge für sie, wie für mich.“

„Wie ich für Sie bürge, Tom! Sprechen wir nicht mehr davon, daß wir die Flagge herablassen wollen, so lange noch die Mastbäume stehen.“

„Wer spricht denn davon, Zach? Nur Len Burker . . .“

„O, der! Tom. Wenn ich Commandant wäre, so hätte ich ihn längst in Fesseln schlagen lassen. Nun, er möge wohl auf der Hut sein, denn ich lasse ihn nicht aus den Augen!“

Zach Fren hatte Recht, Len Burker zu beobachten, denn, wenn die Empörung in der Escorte ausbräche, so hätte man dies nur ihm zu verdanken, denn er hegte die Schwarzen auf, denen Tom Marix so vertraute. Dies wäre ein Grund, weshalb die Expedition mißlänge. Aber war sie nicht schon vorhanden, als Tom Marix kaum mehr es für möglich hielt, mit den Indas zusammenzutreffen und den Capitän John zu befreien?

Obwohl die Karawane nur aufs Gerathewohl weiterzog, indem sie die Richtung gegen den Fitz-Koy

einhielt, so konnten doch unter Umständen die Indas das Tasmanland verlassen haben; vielleicht befanden sie sich auch auf dem Kriegspfade, denn es kommt selten vor, daß diese Stämme untereinander friedlich leben. Sie hassen einander, und die kleinsten Streitigkeiten werden mit Blut getilgt, denn der Krieg ist bei den Cannibalen mehr eine Jagd. In Wahrheit ist der Feind nicht der Feind, sondern er ist das Wild und der Sieger verzehrt den Besiegten. Daher rühren denn auch diese Kämpfe und Verfolgungen, welche die Eingeborenen zwingen, ihre Ansiedlungen zu verlassen. Es war deshalb von großem Interesse zu hören, ob die Indas ihre Plätze noch innehaben, was man aber nur von einem Schwarzen hören konnte, der von Nordwesten käme . . .

Dahin gingen nun die Bemühungen des Tom Marix und Godfrey's, der es sich trotz aller Ermahnungen Mrs. Branicans nicht nehmen ließ, immer auf einige Meilen voranzureiten. Wenn er kein Wasser suchte, so wollte er einen Eingeborenen finden, aber bisher immer ohne Erfolg.

Das Land war wüste. Welches menschliche Wesen hätte daher hier leben können?

Am 9. März, gegen 9 Uhr Früh hörte man endlich in kurzer Entfernung einen Ruf — einen Ruf, der aus folgenden zwei Wörtern bestand:

„Coo-ech!“

„Da sind Eingeborene in der Nähe!“ sagte Tom Marix.

„Eingeborene?“ fragte Dolly.

„Ja, Mistreß, denn sie haben die Gewohnheit, einander so zu rufen.“

„Versuchen wir, mit ihnen zusammenzutreffen!“

Die Karawane näherte sich bis auf ungefähr hundert Schritte, und Godfrey signalisirte zwei Schwarze. Es war nicht leicht, sich ihrer zu bemächtigen, denn sie fliehen schon von weitem die Weißen. Die Schwarzen suchten sich auch hinter dem Gestrüpp einer Düne zu verstecken; aber der Escorte gelang es, sie zu umzingeln, und sie führte dieselben zu Mrs. Branican.

Einer von ihnen war ungefähr fünfzig Jahre alt, der zweite, sein Sohn, etwa zwanzig. Alle Beide gingen der Station an dem See Woods zu, welche zu dem telegraphischen Netz gehört. Verschiedene Geschenke an Stoffen und besonders einige Pfund Tabak machten sie bald zutraulicher, und sie zeigten den Willen, den Fragen des Tom Marix zu antworten — Antworten, welche dieser sofort für Mrs. Branican, Godfrey, Zach Fren und ihre Gefährten übersetzte.

Die Australier sagten zuerst, wohin sie gehen — was von geringem Interesse war.

Aber Tom Marix fragte sie, woher sie kämen, was sehr wichtig war.

„Wir kommen von dort her . . . weit . . . sehr weit her,“ erwiderte der Vater, indem er nach Nordwesten zeigte.

„Von der Seite?“

„Nein . . . aus dem Innern.“

„Von dem Tasmanlande?“

„Ja . . . an den Ufern des Fitz-Roy.“

Wir wissen, daß gerade dies das Ziel der Karawane war.

„Von welchem Stamme seid Ihr?“ fragte Tom Marix.

„Von dem Stamme der Gursis.“

„Sind das Nomaden?“



Der Schwarze schien diese Frage nicht zu verstehen.

„Ist es ein Stamm, der von einem Lager zum anderen zieht?“ fragte Tom Marix wieder, „ein Stamm, der kein Dorf hat?“

„Er bewohnt das Dorf Gullis,“ antwortete der Sohn, welcher ziemlich verständig zu sein schien.

„Ist dieses Dorf an dem Fik-Roy?“

„Ja, zehn große Tage von der Stelle entfernt, wo er in das Meer mündet.“

Der Fik-Roy mündet in den Königsgolf, wo im Jahre 1883 die zweite Fahrt des „Dolly-Hope“ endigte. Die zehn Tagereisen, welche der junge Mann da anführte, zeigten an, daß das Dorf Gullis ungefähr 100 Meilen von der Küste entfernt war.

Dies fand Godfrey auch auf der Karte, und zwar auf einer, welche den Lauf des Flusses Fik-Roy in einer Strecke von 250 Meilen von der Quelle in die öden Gegenden des Tasmanlandes verfolgt.

„Kennt Ihr den Stamm der Indas?“ fragte dann Tom Marix die Eingeborenen.

Als die Beiden diesen Namen hörten, leuchteten ihre Augen auf.

„Gewiß führen die Indas und Gursis Krieg miteinander“, bemerkte Tom Marix, indem er sich an Mrs. Branican wandte.

„Es ist möglich,“ erwiderte Dolly, „und sehr wahrscheinlich, daß diese Gursis wissen, wo sich jetzt die Indas befinden. Fragen Sie sie darnach, Tom Marix, und versuchen Sie eine so genaue als mögliche Auskunft darüber zu erhalten. Es hängt von dieser Antwort vielleicht der Erfolg unserer Expedition ab.“

Tom Mariy stellte nun die Frage, und der Aeltere antwortete ohne Zögern, daß die Indas sich jetzt an dem Oberlaufe des Fik-Koy befinden.

„Wie weit sind sie von dem Dorfe Gullis entfernt?“ fragte Tom Mariy.

„Ungefähr zwanzig Tagereisen gegen Sonnenaufgang?“ erwiderte der Junge.

Diese Entfernung war auf der Karte gleich 280 Meilen von dem Punkte, wo sich die Karawane eben befand. Was die Auskünfte anbelangt, so stimmten sie mit denen Harry Felton's überein.

„Führt Euer Stamm mit den Indas oft Krieg?“

„Immer!“ erwiderte der Sohn.

Dabei schlug er einen Ton an und machte eine Handbewegung, die deutlich von dem Hasse dieser Cannibalen zeugte.

„Wir werden sie immer verfolgen,“ fügte der Aeltere hinzu, dessen Kinbacken vor sinnlicher Lust klapperten, „und sie werden geschlagen werden, wenn der weiße Häuptling nicht mehr an ihrer Spitze sein wird.“

Man kann sich leicht vorstellen, welche Bewegung diese Antwort bei Mrs. Branican und ihren Gefährten hervorrief. Konnte man zweifeln, daß dieser langjährige Gefangene der Indas der Capitän John war?

Auf Bitten Dollys hin fragte nun Tom Mariy die Wilden weiter, welche aber über diesen Häuptling nur sehr unsichere Auskünfte geben konnten. Aber sie sagten mit Bestimmtheit, daß vor drei Monaten, wo der letzte Kampf zwischen den Indas und Gursis stattfand, der Weiße noch in der Gewalt der ersteren war.

„Ohne ihn,“ rief der junge Australier aus, wären die Indas nur Weiber.“

Das war jetzt Nebensache, denn man wußte jetzt von ihnen, was man wissen wollte. John Branican und die Indas befanden sich also 300 Meilen nordwestlich entfernt und man mußte sie an den Ufern des Fitz-Koy suchen.

In dem Augenblicke als das Lager abgebrochen werden sollte, hielt Jos Meritt die beiden Wilden einen Augenblick auf, die Mrs. Branican eben mit Geschenken entlassen hatte, und bat Tom Marix, sie nach der Kopfbedeckung zu fragen, welche die Indas und Gursis bei festlichen Angelegenheiten tragen.

Jos Meritt sah ihrer Antwort mit nicht geringerer Bewegung entgegen, als Dolly der über den Capitän John.

Er mußte zufriedengestellt sein, denn ein „Gut! . . . O! . . . Sehr gut!“ entrang sich seinen Lippen, weil er erfuhr, daß eigenthümliche Kopfbedeckungen bei den Völkerstämmen des Nordwestens nichts ungewöhnliches seien und daß bei festlichen Angelegenheiten die Häuptlinge stets Hüte tragen.

„Sie verstehen, Mrs. Branican,“ sagte Jos Meritt, „den Capitän John zu finden, ist sehr gut . . . aber die Hand auf einen Schatz zu legen, den ich in der ganzen Welt suche . . . das ist noch besser . . .“

„Gewiß,“ erwiderte Mrs. Branican.

„Du hast es gehört, Gin-Ghi,“ setzte Jos Meritt hinzu, indem er sich seinem Diener zuwendete.

„Ich habe es gehört, Jos,“ erwiderte der Chineser, „Und wenn wir den Hut gefunden haben werden . . .“

„Kehren wir nach England, nach Liverpool zurück, wo Du, Gin-Ghi, nichts anderes zu thun haben wirst, als in einem rothseidenen Rocke mit gelbem Besatz und eine schwarze Mütze auf dem Kopfe den Liebhabern meine Sammlung zu zeigen. Bist Du es zufrieden?“

„Wie die Blume Haitang, die sich vor dem Zephyr erschließt, wenn Joda gegen Westen hinabsteigt,“ erwiderte poetisch Gin-Ghi.

Doch schüttelte er ebenso ungläubig mit dem Kopfe über dieses zukünftige Glück, als wenn sein Herr ihm gesagt hätte, daß er zum Mandarin mit sieben Knöpfen ernannt werde.

Len Burker hatte der Unterredung des Tom Marix mit den Wilden beigewohnt, ohne daran theilzunehmen, obwohl er ihre Sprache verstand. Er stellte gar keine Frage über den Capitän John, aber hörte aufmerksam zu und prägte sich die Einzelheiten betreffs des gegenwärtigen Aufenthaltes der Indas wohl ein. Er sah auf der Karte die Stelle nach, wo die Indas wahrscheinlich an dem Oberlaufe des Fitz-Roy lagerten, und berechnete die Entfernung, welche die Karawane noch zurückzulegen hatte, und die Zeit, welche der Zug durch das Tasmanland brauchen würde.

Dieser Weg konnte in einigen Wochen zurückgelegt werden, wenn nichts dazwischen kommen würde, die Thiere kräftig bleiben, und die Strapazen des Weges und die Qualen der Gluth der Sonne glücklich überstanden werden. Len Burker sah ein, daß durch die Auskünfte Alle neuen Muth schöpften, worüber er wüthend wurde. Nun würde die Befreiung des Capitäns John erfolgen und es in Folge des Lösegeldes Dolly gelingen, ihn den Händen der Indas zu entreißen.

Während Len Burker über diese Eventualitäten nachdachte, sah Jane seine Stirn in Runzeln, seine Augen leuchten, sein Gesicht die furchtbaren Gedanken zum Ausdruck bringen. Sie gerieth in Furcht, sie ahnte eine nahe Katastrophe und in dem Augenblicke,



als sich die Augen ihres Gatten auf sie hefteten, fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe.

Die unglückliche Frau sah, was in seinem Innern vorging, der aller Verbrechen fähig war, um in den Besitz des Vermögens der Mrs. Branican zu gelangen. Len Burker sagte sich in seinem Innern, daß durch die Begegnung Johns und Dollys seine ganze Zukunft vernichtet würde. Früher oder später müsse auch das Verhältniß Godfrenys zu Mrs. Branican an das Tageslicht kommen, denn schließlich würde das Geheimniß seiner Frau ent schlüpfen, und doch war er von Jane abhängig, da nur ihr das Vermögen nach dem Tode der Mrs. Branican zufallen würde.

Dolly und Jane mußten also getrennt werden und John Branican vor der Ankunft der Karawane bei den Indas verschwinden.

Einem solchen gewissenlosen und entschlossenen Menschen wie Len Burker war die Verwirklichung eines derartigen Planes nicht unmöglich, besonders da ihm alle Umstände bald zu Hilfe kamen.

An diesem Tage gab Tom Marix um 4 Uhr das Signal zum Ausbruche und die Karawane setzte sich in ihrer gewöhnlichen Ordnung in Bewegung.

Von Dolly ging jetzt die Energie auf ihre Gefährten über. Man näherte sich dem Ziele . . . Der Erfolg schien sicher zu sein . . . Die Schwarzen der Escorte unterwarfen sich scheinbar gern allen Anordnungen und Tom Marix hätte auf ihre Mitwirkung bis an das Ende der Reise rechnen können, wenn nicht Len Burker sie fortwährend zu Verrath und Empörung aufgehetzt hätte.

Die Karawane war beinahe auf der Route des Obersten Warburton, aber die Hitze wurde immer größer,

die Nächte waren zum Ersticken und auf diesen ungeheuren, baumlosen Ebenen fand man keinen Schatten als neben den Dünen, der durch die Schiefe der Sonnenstrahlen oft sehr gering war.

Diese Hitze war nicht vielleicht eine ausnahmsweise große, sondern gehörte unter diesem Breitengrade zu den alltäglichen. Hierzu kam auch der Wassermangel, der jeden Tag stieg. Sie mußten in großen Entfernungen Cisternen suchen, wodurch bedeutende Umwege gemacht wurden und somit das Fortkommen sehr gehindert war. Am öftesten bot sich Godfrey an, Wasser zu suchen, und auch Tom Marix war darin unermüdetlich. Mrs. Branican sah sie immer mit der größten Unruhe fortreiten, aber sie konnten auf kein Gewitter hoffen, die in diesem Breitengrade zu den größten Seltenheiten gehören. Am Himmel sah man kein Wölkchen, so daß nur der Boden Regen geben konnte.

Als Godfrey und Tom Marix eine Cisterne entdeckten, lag sie gerade in der Richtung, welche die Karawane einhielt. Man eilte vorwärts, trieb die Thiere an und bot unter dem Stachel des Durstes Alles auf, so schnell wie möglich hinzukommen . . . und was fand man? Eine schlammige Flüssigkeit, in welcher es von Ratten wimmelte. Die Schwarzen und Weißen der Escorte stürzten darauf los und tranken dieses eklige Wasser, aber Dolly, Jane, Godfrey, Zach Fren und Len Burker hatten die Vorsicht und warteten, bis Tom Marix neben der Cisterne aus dem Sande ein etwas reineres Wasser grub. Dann füllte man die Fäßchen, die bis zu dem nächsten Brunnen langen mußten.

So ging der Weg durch etwa acht Tage — vom 10. bis 17. März — weiter, ohne daß etwas Besonderes

vorfiel, aber die Strapazen wurden immer größer und waren kaum mehr auszuhalten. Der Zustand der beiden Kranken besserte sich nicht, im Gegentheil, es war ein schlimmer Ausgang zu befürchten. Fünf Kameele waren gefallen, so daß man die größten Schwierigkeiten hatte, das Gepäck weiter zu befördern.

Der Führer der Escorte gerieth in die größte Unruhe und auch Mrs. Branican befürchtete das Aergste, obwohl sie es nicht zeigte. Sie war bald an der Spitze, bald am Ende des Zuges, und gab so ein Beispiel außerordentlichen Muthes, der, mit Vertrauen gepaart, nichts erschüttern konnte.

Zu welchen Opfern wäre sie nicht bereit gewesen, um diese unaufhörlichen Verzögerungen zu vermeiden, diesen unendlichen Weg abzukürzen! Eines Tages fragte sie Tom Marix, warum er nicht die gerade Richtung gegen den Oberlauf des Fitz-Koy einschlage, wo nach den Ausjagen der beiden Wilden die Indas lagern sollen.

„Ich habe daran gedacht,“ erwiderte Tom Marix, „aber die Wasserfrage hält mich immer zurück, Mrs. Branican. Wenn wir die Richtung gegen Soanne-Spring einhalten, können wir nicht verfehlen, auf einige Cisternen zu stoßen, die der Oberst Warburton signalisirt hat.“

„Sind denn keine in der Richtung gegen Norden?“ fragte Dolly.

„Vielleicht, aber ich weiß es nicht sicher,“ sagte Tom Marix. „Uebrigens ist es auch möglich, daß diese Brunnen jetzt austrocknen, während wir, wenn wir gegen Westen ziehen, sicher den Okaoverfluß erreichen, wo der Oberst Warburton Halt machte. Da dies ein fließendes Gewässer ist, so können wir mit Leichtigkeit

dort unsere Vorräthe decken, bevor wir das Thal von Fitz-Kon erreichen.

„Gut, Tom Marix,“ erwiderte Mrs. Branican, „da es so sein muß, so schlagen wir die Richtung gegen Joanne-Spring ein.“

So geschah es auch und die Strapazen auf diesem Wege übertrafen alle bisher erduldeten Qualen. Obgleich man schon im dritten Sommermonate war, hielt die Hitze doch immer noch an und im Schatten waren 40 Grad, worunter man aber die Nacht zu verstehen hat. Vergebens hätte man am Himmel ein Wölkchen, auf der sandigen Oberfläche der Erde einen Baum suchen können. Der Weg wurde unter einer erstickenden Hitze fortgesetzt; die Cisternen enthielten kaum mehr das hinreichende Wasser für die Karawane, so daß man täglich mit Mühe zehn Meilen zurücklegte. Die Pflege, welche Dolly, Jane und Harriette, die selbst ganz schwach waren, den Kranken angedeihen ließen, brachte ihnen keine Erleichterung. Man hätte rasten, in irgend einem Dorfe halten und abwarten müssen, bis die Temperatur gesunken wäre . . . dies Alles war nicht möglich. Am 17. März Nachmittags verloren sie wieder zwei Lastkameele, darunter gerade dasjenige, welches das Lösegeld für den Capitän John trug.

Tom Marix ließ das Gepäck auf zwei Reitthiere legen, wodurch wieder zwei Männer der Escorte absetzen mußten. Diese braven Leute murrten nicht und unterwarfen sich geduldig dieser neuen Vermehrung ihrer Leiden. Welch ein Unterschied zwischen ihnen und den Schwarzen, die fortwährend Ansprüche machten und über ihre Qualen klagten! War es nicht zu befürchten, daß diese Schwarzen eines Tages versucht



sein werden, die Karawane zu verlassen, vielleicht gar, nachdem sie dieselbe geplündert haben?

Endlich konnte die Karawane neben einer Cisterne, deren Wasser sechs Fuß unter dem Sande war, rasten — es war der 19. März; obwohl man sich nur ungefähr fünf Meilen von Joanne-Spring entfernt befand, so war es unmöglich, den Weg fortzusetzen. Die Menschen und Thiere waren zu sehr ermüdet.

Die Luft war schwer, man konnte kaum athmen. Der Himmel hatte jene eigenthümliche bleierne Farbe, wie man sie manchmal in den südlichen Gegenden vor einer Entladung der Atmosphäre beobachten kann.

Tom Marix sah ängstlich gegen den Himmel, was Zach Fren nicht entging.

„Sie riechen etwas,“ jagte er zu Tom Marix, „was Ihnen nicht paßt?“

„Ja, Zach,“ erwiderte er, „ich mache mich auf den Samu gefaßt, einen Wüstensturm, der furchtbar ist.“

„Gut . . . also Wind . . . nun da wird es ja ohne Zweifel Wasser geben?“ bemerkte Zach Fren.

„Nein, nein, Zach, daraus wird eine noch schrecklichere Trockenheit entstehen; außerdem ist dieser Sturm in Centralaustralien zu Allem fähig.“

Diese Worte eines so erfahrenen Mannes mußten bei Mrs. Branican und ihren Gefährten die lebhafteste Unruhe erregen.

Es wurden nun alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Es war 9 Uhr Abends. Die Zelte wurden nicht in den Sanddünen aufgeschlagen, was auch in diesen erstickenden Nächten unnöthig war. Jeder löschte seinen Durst an dem Wasser der Fäßchen und nahm dann seine Portion Speise entgegen, die Tom Marix vertheilte. Man dachte kaum daran, den Hunger zu

stillen, denn die frische Luft kam, wenn auch weniger dem Magen, so doch den Athmungsorganen zu Statten. Einige Stunden Schlaf hätte diesen Leuten wohl eher gethan, als einige Bissen Nahrung; aber es war unmöglich, in einer solch erstickenden Atmosphäre zu schlafen. Bis Mitternacht ereignete sich nichts Besonderes. Tom Marix, Zach Fren und Godfrey wachten und erhoben sich alle Augenblicke, um den Horizont im Norden zu beobachten. Während sich zuerst der prachtvollste Sternenhimmel über sie wölbte, wurde es gegen 3 Uhr plötzlich dunkel.

„Auf! . . . Auf! . . .“ rief Tom Marix.

„Was giebt es?“ fragte Mrs. Branican, die rasch aufgestanden war. Neben ihr suchten Jane, Harriette, Godfrey und Zach Fren sich in dieser Dunkelheit auszukennen. Die Thiere, welche auf dem Boden ausgestreckt lagen, erhoben ihren Kopf und stießen Rufe des Schreckens aus.

„Was giebt es denn?“ fragte Mrs. Branican von neuem.

„Der Samu kommt!“ erwiderte Tom Marix.

Dies waren die letzten Worte, welche gehört werden konnten. Heulend kam der Sturm dahergesauft, so daß das Ohr keinen anderen Ton vernehmen konnte, während die Augen vergebens die Finsterniß zu durchdringen suchten.

Ja, es war der Samu, wie es Tom Marix gerufen hatte, einer jener plötzlichen Stürme, welche die Wüsten Australiens auf weite Strecken durchbrausen. Eine ungeheure Wolke erhob sich im Süden und senkte sich auf die Ebene herab — eine Wolke, die nicht nur aus Sand, sondern auch aus Asche bestand, welche dem heißen Boden entrissen wurde. Ein undurchdring-

licher, feiner Staub sauste dahin, der blendete und in alle Poren des Körpers drang. Wenn die Zelte aufgeschlagen gewesen wären, so würde keine Spur von ihnen zurückgeblieben sein.

Alle fühlten den furchtbaren Luftstrom über sich hinweggehen. Godfrey hielt Dolly mit beiden Händen fest, denn er wollte sich nicht von ihr trennen, falls die Karawane von dem furchtbaren Sturme nach Norden geschleudert werden würde.

Das geschah auch wirklich, und ein Widerstand wäre ganz unmöglich gewesen.

Während einer Stunde wüthete der Sturm, wodurch der Boden eine ganz andere Gestalt annahm, denn die Dünen verschwanden und eine endlose Fläche breitete sich aus. Mrs. Branican und ihre Gefährten wurden vier bis fünf Meilen weit getrieben, standen auf und wurden wieder niedergeworfen und wie Strohhalme weitergeschleudert. Sie sahen und hörten einander nicht, und hofften nicht, sich wiederzufinden. Auf solche Weise kamen sie in die Nähe von Joanna-Spring zu den Ufern des Okaover im Augenblicke, als die ersten Strahlen der Sonne die weite Ebene erleuchteten.

Waren Alle da, als man die Namen rief? . . .  
Alle? . . . Nein!

Mrs. Branican, die Dienerin Harriette, Godfrey, Jos Meritt, der chinesische Diener, Zach Fren, Tom Marix, die Weißen waren da, ebenso vier Reitkameele. Aber die Schwarzen waren verschwunden! Und mit ihnen zwanzig Kameele — die, welche die Lebensmittel und das Lösegeld für den Capitän John trugen! . . .

Als Dolly Sane rief, erhielt sie keine Antwort.  
Len und Sane Burker waren nicht da! . . .

## XII.

### Die letzten Anstrengungen.

Das Verschwinden der Schwarzen, der Reit- und Lastthiere brachte Mrs. Branican und diejenigen, welche ihr treu geblieben waren, in eine verzweifelte Lage.

„Verrath,“ rief zuerst Zach Fren. „Verrath,“ wiederholte Godfrey. Es war zu augenscheinlich, daß diesem Verschwinden Verrath zu Grunde lag, was auch die Meinung des Tom Marix war, der wußte, welchen verderblichen Einfluß Len Burker auf die Eingeborenenescorte ausübte.

Dolly bezweifelte dies noch immer, denn sie wollte an eine solche Niedertracht nicht glauben.

„Konnte Len Burker nicht ebenso von dem Sturme weitergeschleudert werden wie wir?“

„Ja, gerade mit den Schwarzen,“ erwiderte Zach Fren, „und mit ihnen auch die Kameele, welche unsere Lebensmittel trugen!“

„Meine arme Jane,“ murmelte Dolly, „sie wurde von mir getrennt, ohne daß ich es bemerkte.“

„Len Burker wollte sie nicht bei Ihnen lassen, Mrs. Branican,“ versetzte Zach Fren, „der Glende! . . .“

„Glende? . . . Gut! . . . D! . . . Sehr gut!“ sagte Jos Meritt. „Wenn das nicht Verrath ist, so will ich nie den Hut finden . . . dessen . . .“

Dann wendete er sich zu dem Chinesen:

„Was denkst Du davon, Gin-Ghi?“



„Ah=ha, Herr Jos, ich denke, daß ich tausendmal besser gethan hätte, ein so freundliches Land nicht zu betreten.“

„Vielleicht!“ erwiderte Jos Meritt.

Der Verrath wurde von allen Seiten mit solcher Gewißheit ausgesprochen, daß Mrs. Branican sich zu folgenden Worten genöthigt sah:

„Aber warum haben sie mich getäuscht, was habe ich Len Burker gethan? . . . Habe ich nicht Alles vergessen . . . Habe ich sie nicht wie meine Verwandten aufgenommen, seine unglückliche Frau und ihn? . . . und er verläßt uns und raubt uns alle Hilfsmittel und stiehlt mir das Lösegeld für John! . . . Aber warum?“

Niemand kannte das Geheimniß Len Burker's und Niemand hätte ihr darauf eine Antwort geben können. Nur Jane wäre im Stande gewesen, die schändlichen Pläne ihres Mannes zu enthüllen, und diese war nicht da.

Indes war es nur allzu richtig, daß Len Burker soeben einen Plan zur Ausführung gebracht hatte, welchen er lange mit sich herum trug und der die erhoffte Wirkung bringen mußte. Unter dem Berisprechen, die Schwarzen gut zu zahlen, gewann er sie leicht für seinen Anschlag. Zwei der Eingeborenen schleppten während des Sturmes Jane davon, ohne daß ihr Hilfesgeschrei gehört werden konnte, und die anderen trieben die um das Lager zerstreuten Kameele gegen Norden.

Niemand hatte sie in der tiefen Dunkelheit bemerkt, welche durch den Wirbelsand noch verdichtet wurde, und bevor die Sonne aufging, waren Len Burker und seine Gefährten schon einige Meilen östlich von Joanne=Spring.

Da Jane jetzt von Dolly getrennt war, hatte ihr Gatte nichts mehr zu fürchten, daß vielleicht doch zuletzt das Geheimniß Dolly enthüllt werden würde. Uebrigens konnte er annehmen, daß Mrs. Branican und ihre Gefährten, entblößt von Lebensmitteln, in der ungeheuren Wüste zugrunde gehen werden.

Wirklich war die Karawane jetzt immer noch 300 Meilen von Fitz-Roy entfernt. Wie konnte Tom Marix auf einem so langen Wege für die Bedürfnisse von Menschen und Thieren sorgen?

Der Okaover ist einer der wichtigsten Nebenflüsse des Grey, der in den Indischen Ocean mündet. An den Ufern desselben, den die glühende Sonne nie austrocknet, fand Tom Marix schattige Plätze und jene angenehmen Stellen wieder, die der Oberst Warburton nicht genug loben kann.

Welch herrlicher Anblick, nach monatelangem Zuge durch die Wüste wieder fließende Gewässer und eine grüne Natur zu sehen! Aber wenn Warburton an den Ufern dieses Flusses fast bestimmt wußte, daß er sein Ziel erreichen werde, da er nur stromabwärts bis an die Küste zu ziehen brauchte, so hatte Mrs. Branican noch den Weg durch die öden Gegenden vor sich, welche den Okaover von dem Fitz-Roy trennen.

Die Karawane bestand nur mehr aus 22 Personen gegen 43, welche sie bei dem Ausbruche von Alice-Spring zählte: Dolly und die Dienerin Harriette, Zach Fren, Tom Marix, Godfreh, Jos Merit, Gin-Ghi und 15 Weiße der Escorte, von denen zwei ernstlich krank waren. Als Reitthiere hatten sie nur vier Kameele, da die anderen von Len Burker geraubt worden waren, darunter auch das Männchen, welches die anderen leitete und auf dessen Rücken sich die Ribitka befand.

Auch das Thier Jos Meritt's war verschwunden, so daß er wie sein Diener zu Fuß gehen mußte. Was die Lebensmittel anbelangt, so waren nur noch wenige Büchsen Conserven vorhanden, da ein Kameel eine Kiste derselben hatte fallen lassen. Kein Mehl, kein Kaffee, kein Thee, kein Zucker, kein Salz, keine alkoholischen Getränke, keine Medicamente! Wie hätte Dolly die beiden Fieberkranken pflegen können! Sie standen inmitten dieses nackten Landes aller Mittel entblößt da.

Beim ersten Morgengrauen versammelte Mrs. Branican, die nie ihre Energie verlor, ihre Getreuen um sich und sprach in begeisterten Worten ihnen neuen Muth zu.

Sie setzten ihren Marsch fort, aber unter solchen Umständen, daß die Vertrauensvolle an jedem Erfolge verzweifelte. Von den vier Kameelen mußten zwei den Kranken überlassen werden, die man doch nicht in Joanne-Spring, einer jener unbewohnten Stationen, welche Warburton so oft auf seinem Marsche antraf, dem sicheren Tode preisgeben konnte. Werden diese braven Leute die Kraft haben, das Gepäck bis an die Ufer des Fitz-Roy zu tragen, von wo es ihnen vielleicht möglich wäre, sie an einen Ort der Küste zu befördern? . . . Es war zweifelhaft und es preßte das Herz Mrs. Branican's zusammen, wenn sie dachte, daß die Katastrophe des „Franklin“ vielleicht noch zwei neue Opfer fordern könnte . . .

Und doch gab Dolly ihren Plan nicht auf! Nein! Sie würde noch weitersuchen! Nichts sollte sie in der Erfüllung ihrer Pflicht aufhalten — auch wenn sie allein bliebe!

Als die Karawane das rechte Ufer des Ooaver verließ, dessen Bett an einer Furt ungefähr eine Meile

stromaufwärts von Joanne-Spring übersezt wurde, schlug sie eine nord-nordöstliche Richtung ein, da Tom Marix auf diese Weise hoffte, den Fik-Koy an einer jener zahlreichen Krümmungen zu erreichen, welche dieser Fluß bildet, bevor er sich dem Königsgolfe zuwendet.

Die Hitze war erträglicher. Es bedurfte der lebhaftesten Vorstellungen, daß Dolly bewogen wurde, eines der Reitthiere zu besteigen. Godfrey und Zach Fren schritten rüstig weiter, desgleichen Jos Meritt mit seinen langen Beinen. Als Mrs. Branican ihm ihr Thier antrug, sagte er:

„Gut! . . . D! . . . Sehr gut! Ein Engländer ist ein Engländer, Mistreß, aber ein Chinese ist nur ein Chinese und ich sehe durchaus nichts Ungehöriges darin, wenn Sie diesen Antrag Gin-Ghi machen . . . Aber ich muß ihn abschlagen!“

Auch Gin-Ghi ging zu Fuß, doch er dachte immer mit Wehmuth an die fernen Reize der Blumenstadt Sou-Tschenu, der angebeteten Stadt der „Himmlischen“.

Das vierte Kameel wurde bald von Tom Marix, bald von Godfrey benutzt, denn sie mußten nun recognosciren. Der Wasservorrath, den man vom Ofoaver mitnahm, würde bald verbraucht sein, und dann drohten von neuem furchtbare Dualen.

Von dem Flusse aus schlugen sie die directe Richtung gegen Norden ein, auf der nur wenig Sandhügel zu erblicken waren. Da das Gras zeitweilig dichtere Gruppen bildete und auch hin und wieder kleine Sträucher zu sehen waren, so gewährte diese Gegend keinen solchen monotonen Anblick. Vielleicht könnten sie sogar auf Wild stoßen, denn Tom Marix, Godfrey und Zach Fren, die nie ihre Waffen ablegten, waren glücklicherweise noch in dem Besitze ihrer Gewehre und



Waffen, von denen sie tüchtig Gebrauch machen wollten, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Freilich mußte die Munition sehr geschont werden, da sie nur mehr wenig hatten.

So ging es dann einige Tage weiter. Die Flüsse, welche dieses Territorium durchschnitten, enthielten nur Kieselsteine und trockenes Gras, und der Sand zeigte nicht die geringste Feuchtigkeit. Sie mußten daher auf die Entdeckung von Cisternen ausgehen, und zwar alle 24 Stunden eine, weil sie nicht mehr Fäßchen zur Verfügung hatten.

Godfrey ging nach links und nach rechts, wenn er glaubte, Wasser zu finden.

„Mein Kind,“ sagte Mrs. Branican zu ihm . . . „sei nicht unvorsichtig! . . . setze Dich nicht Gefahr aus!“

„Mich keiner Gefahr aussetzen, wenn es sich um Ihr und das Heil des Capitän John handelt!“

Dank seiner Hingebung und dank einem gewissen Instinct, der ihn leitete, wurden einige Cisternen aufgefunden, indem sie sich manchmal mehrere Meilen nach Süden oder Norden wandten.

Wenn auch der Durst sie somit nicht mehr so quälte, so erreichten doch ihre Leiden den höchsten Punkt: Es fehlte ihnen an Nahrung, denn die Conserven waren bis auf wenige aufgezehrt, Thee, Kaffee, Tabak war nicht mehr da. Nach zweistündigem Marsche stürzten die Kräftigsten erschöpft zusammen.

Die Thiere fanden in dieser öden Gegend weder einen Halm noch ein eßbares Blatt. Keine Spur von jenen Zwergakazien, deren nahrhaftes Harz von den Eingeborenen während einer Hungersnoth gesucht wird! Mit vorgestrecktem Kopfe schleppten sich die Kameele

weiter, fielen auf die Knie und konnten nur mit Mühe wieder zum Aufstehen gebracht werden.

Am 25. März gelang es Tom Marix, Godfrey und Zach Fren, sich ein wenig frische Nahrung zu verschaffen, indem einige Schaaren von Tauben daher geflogen kamen. Trotz ihrer Schnelligkeit erlegten sie einige, und wenn diese Vögel nicht gut gewesen wären, aber sie waren es wirklich, so hätten sie diese Halbverhungerten ungemein schmackhaft gefunden. Man röstete sie an einem Feuer aus trockenen Wurzeln und Tom Marix konnte für zwei Tage Nahrung aufbewahren.

Aber die Thiere hatten nichts zu fressen. Am 26. März fiel eines der Kameele, welches dem Transporte der Kranken diente, zu Boden und mußte zurückgelassen werden, denn es konnte nicht mehr aufstehen. Tom Marix schoß ihm eine Kugel in den Kopf und da er das Fleisch, welches sie durch einige Tage ernähren konnte, nicht zurücklassen wollte, so zerlegte er das magere Thier nach australischem Brauche. Er wußte ganz genau, daß alle Theile des Kameeles gegessen werden können. Aus den Knochen und einem Theile der Haut, welche er in dem ihnen einzig gebliebenen Topfe auskochte, erhielt er eine Suppe, welche diesen Hungerigen ausgezeichnet schmeckte. Das Gehirn, die Zunge und die Lenden, gehörig zubereitet, lieferten eine ganz gute Nahrung; ebenso wurde das Fleisch in ganz kleine Stücke zerschnitten, in der Sonne getrocknet und aufgehoben; aber die Füße sind am besten.

Es war nur zu bedauern, daß sie kein Salz hatten, denn das eingesalzene Fleisch dauert viel länger. Unter solchen Umständen machten sie täglich einige Meilen.

Unglücklicherweise besserte sich aus Mangel an Heilmitteln, vielleicht auch an Pflege, der Zustand der Kranken nicht. Keiner wird vielleicht das Ziel erreichen, welches Mrs. Branican unter solchen Qualen erreichen will, diesen Fluß Fitz-Roy, wo wahrscheinlich ihre Strapazen noch größer werden!

Am 29. März fielen die zwei Kranken der ungeheuren Anstrengung zum Opfer. Beide waren aus Abdelaide und Beide erreichte nun in dieser Wüste der Tod. Die Armen! sie waren die ersten, welche diesem Marsche unterlagen, worüber sich ihre Gefährten nicht wenig entsetzten. Stand ihnen nicht dasselbe Schicksal bevor, nachdem sie durch den Verrath Len Burker's in diesen öden Gegenden in Stich gelassen wurden, wo nicht einmal die Thiere eine Nahrung finden?

Was konnte Zach Fren antworten, als Tom Marix zu ihm sagte:

„Zwei Menschen sind todt, um einen zu retten, ohne die zu rechnen, welche noch zugrunde gehen werden.“

Mrs. Branican gab sich ganz ihrem Schmerze hin, den jeder theilte; sie betete für diese zwei Opfer und steckte auf ihr Grab ein kleines Kreuz, welches die glühenden Sonnenstrahlen bald in Staub verwandeln werden.

Die Karawane setzte ihren Marsch fort.

Die drei Kameele, welche übrig blieben, bestiegen die Müdesten nacheinander, um nicht ihre Gefährten zurück zu lassen; Mrs. Branican weigerte sich mit Entschiedenheit eines derselben zu besteigen. Während der Raststunden suchten Godfrey und Tom Marix mit Hilfe dieser Thiere Wasser, denn man begegnete nicht einem Schwarzen, der sie hätte führen können. Sie

entnahmen daraus, daß die Stämme sich gegen Nordosten des Tasmanlandes zurückgezogen hatten. Wenn sich das so verhielt, so mußten sie den Indas bis in das Thal des Fitz-Roy folgen, was ihren Weg um einige hundert Meilen verlängert haben würde.

Im Anfange des Monats April bemerkte Tom Marix, daß die Conserven ausgehen, weshalb eines der drei Kameele geopfert werden mußte. Auf solche Weise hatten sie wieder für einige Tage Nahrung, während welchen sie doch die Ufer des Fitz-Roy erreichen mußten, von dem sie nur noch 15 Tagesmärsche entfernt waren.

Da sie keine andere Rettung vor dem Hungertode kannten, so mußten sie zu diesem Mittel greifen. Es wurde nun das Thier ausgesucht, welches am wenigsten im Stande war, seinen Dienst zu verrichten. Eine Kugel machte seinem Leben ein Ende. Dann wurde es zerlegt und das Fleisch an der Sonne getrocknet; die anderen Theile, wie das Herz und die Leber wurden sorgfältig aufbewahrt.

Zeitweilig gelang es Godfrey, mehrere Tauben zu schießen — eine geringe Nahrung für zwanzig Personen! Tom Marix bemerkte, daß die niedrigen Akazien hin und wieder zu erscheinen begannen, deren Körner, am Feuer geröstet, ihnen ebenfalls als Nahrung dienen konnten.

Sa! Es war die höchste Zeit, daß sie das Thal des Fitz-Roy erreichen und jene Hilfsquellen finden, die sie vergebens von diesem verfluchten Lande verlangten. Noch einige Tage, und die meisten dieser armen Leute hätten nicht mehr die Kraft, dahin zu gelangen.

Am 5. April hatten sie kein Fleisch mehr und mußten sich von den Akazienkörnern ernähren. Tom



Marix zögerte, die beiden letzten Kameele zu opfern, da er an den Weg dachte, der ihnen noch übrig blieb. Und doch mußte er sich dazu entschließen, denn die Armen hatten seit 15 Stunden nichts mehr gegessen.

Sie hielten eben, als einer der Männer herbei lief und sagte:

„Tom Marix . . . Tom Marix . . . die zwei Kameele sind gestürzt.“

„Versuchet sie aufzurichten!“

„Es ist unmöglich.“

„So tödte man sie sofort.“

„Sie tödten? . . .“ erwiderte der Mann, „aber sie liegen ja im Sterben, wenn sie nicht schon todt sind!“

„Todt!“ rief Tom Marix aus.

Er rang verzweifelt die Hände, denn wenn diese Thiere einmal todt sind, so ist ihr Fleisch ungenießbar.

Tom Marix, gefolgt von Mrs. Branican, Zach Fren, Godfrey und Jos Meritt, eilte zu der Stelle, wo die beiden Thiere zusammengestürzt waren.

Sie lagen auf dem Boden, zuckten mit den Gliedern, athmeten schwer; der Schaum kam ihnen zum Munde heraus. Sie starben — und nicht einmal eines natürlichen Todes.

„Was ist ihnen denn zugestoßen?“ fragte Dolly.  
„Das ist doch keine Ermüdung . . . keine Erschöpfung.“

„Nein,“ erwiderte Tom Marix, „ich fürchte, sie haben irgend ein giftiges Gras gefressen.“

„Gut! . . . O! . . . Sehr gut! Ich weiß, was es ist!“ erwiderte Jos Meritt. „Ich habe das schon in den östlichen Provinzen gesehen . . . in Queensland! Diese Kameele sind vergiftet worden!“

„Vergiftet?“ wiederholte Dolly.

„Ja,“ sagte Tom Marix, „das ist Gift!“

„Nun,“ hub Jos Meritt wieder an, „da wir jetzt keine anderen Nahrungsquellen haben, so bleibt nichts anderes übrig . . . als die Cannibalen nachzuahmen . . . um nicht Hungers zu sterben . . . Was wollen Sie? . . . Jedes Land hat seine Gebräuche . . . und das beste ist, man fügt sich in dieselben.“

Der Gentleman sprach diese Worte so ironisch, daß er mit seinen eingefallenen Augen und seiner mageren Gestalt fürchterlich aussah.

So starben denn die Kameele an einer Vergiftung, die wohl von einer Art giftigen Strauches herrührte, welches nur selten in diesen Gegenden des Nordwestens vorkommt. Es ist dies das „*Moroides laportea*“, eine Art Himbeere, deren Blätter kleine Stacheln haben. Schon ihre Berührung ruft heftige Schmerzen hervor; die Frucht aber ist tödtlich, wenn man nicht als Gegengift die „*Colocasia macrorhiza*“ nimmt, eine Pflanze, die gewöhnlich in der Nähe derselben wächst.

Der Instinct, welcher sonst diese Thiere von der Berührung dieser giftigen Pflanzen abhält, verschwand diesmal unter dem verzehrenden Hunger, der sie quälte. Wie die zwei folgenden Tage vergehen würden, wußten weder Mrs. Branican, noch einer ihrer Gefährten. Sie mußten die beiden Cadaver verlassen, denn sie waren nach einer Stunde in vollständiger Verwesung, so schnell wirkt dieses Pflanzengift. Dann schleppte sich die Karawane weiter in der Richtung gegen den Fitz-Koy zu . . . Werden sie ihn Alle erreichen? . . . Nein, denn Einige verlangten schon jetzt, daß man ihnen lieber

den Gnadenschuß geben solle, um einem fürchterlichen, langweiligen Todeskampfe zu entgehen . . .

Mrs. Branican ging von Einem zum Andern . . . Sie versuchte sie zu erimuthigen . . . sie flehte sie an, noch eine letzte Anstrengung zu machen . . . Das Ziel ist nicht weit . . . Nur noch einige Meilen . . . Dort unten ist Rettung . . . Aber was konnte sie von diesen Unglücklichen erreichen?!

Am 8. April Abends hatte Niemand mehr die Kraft, das Lager aufzuschlagen. Die Unglücklichen stürzten in das Gestrüpp und aßen die Blätter ab . . . Sie konnten nicht mehr sprechen . . . Sie konnten nicht mehr weiter gehen . . . Alle stürzten hier zusammen.

Nur Mrs. Branican leistete noch Widerstand. Godfrey kniete neben ihr und sah sie an . . . Er nannte sie Mutter! . . . Mutter! wie ein Kind, das seine Mutter flehentlich bittet, es nicht sterben zu lassen . . .

Dolly steht allein aufrecht und blickt auf gegen den Horizont.

„Sohn! . . . Sohn!“ ruft sie voll Verzweiflung aus.

Als ob Sohn ihr hätte Rettung bringen können!

---

### XIII.

#### Bei den Judas.

Der Stamm der Judas, der aus einigen Hundert Eingeborenen bestand, hielt sich um diese Zeit an den Ufern des Fitz-Roy auf, ungefähr 140 Meilen von

seiner Mündung entfernt. Diese Schwarzen kamen aus den Gegenden des Tasmanlandes, welche von dem Oberlaufe des Flusses bewässert werden. Seit einigen Tagen waren sie zufällig auf ihren Nomadenzügen ungefähr 25 Meilen in die Nähe des Ortes der Küste gekommen, wo die Karawane eben ihre letzte Rast hielt, nachdem sie übermenschliche Qualen erduldet hatte.

Capitän John und Harry Felton hatten durch neun Jahre bei den Indas gelebt. Mit Zuhilfenahme der folgenden Ereignisse wurde es möglich, ihre Lebensgeschichte in dieser langen Zeit zusammenzustellen, welche der Bericht Harry Felton's auf dem Sterbebette ergänzte.

In den Jahren zwischen 1875 und 1881 — wir haben es nicht vergessen — fand die Besatzung des „Franklin“ auf der Insel Browse eine Zufluchtsstätte. Zwei der Matrosen waren während des Sturmes zugrunde gegangen, und die zwölf Schiffbrüchigen lebten nun sechs Jahre auf dieser Insel, ohne jedes Mittel, in die Heimat zurückzukehren, bis ein Boot an den Strand geworfen wurde.

Der Capitän John, der dieses Boot zur Rettung Aller verwenden wollte, ließ es in einen solchen Stand setzen, um auf demselben Australien zu erreichen. Aber es faßte nur sieben Matrosen; daher schiffte sich John, Harry Felton und fünf andere Gefährten ein und ließen die übrigen zurück, welche warten sollten, bis sie ein Schiff holen werde. Wir wissen, wie diese Unglücklichen zugrunde gingen und unter welchen Umständen der Capitän Ellis ihre Ueberreste fand, als er im Jahre 1883 mit den „Dolly-Hope“ die zweite Fahrt unternahm.

Nach einer gefährlichen Fahrt durch diese klippenreiche See landete das Boot auf der Höhe des Cap



Lévêque und gelangte in den Golf, in welchen der Fitz-Roy mündet. Aber das Unglück wollte, daß der Capitän von den Eingeborenen angegriffen wurde, wobei vier Matrosen im Kampfe fielen.

Diese Eingeborenen, welche zu dem Stamme der Indas gehörten, schleppten John, Harry Felton und den letzten Matrosen in das Innere des Landes. Der Matrose, welcher verwundet worden war, sollte nicht auskommen, und John Branican mit Harry Felton waren die einzigen Ueberlebenden der Katastrophe des „Franklin.“

Nun begann für sie ein Leben, das in den ersten Tagen ernst bedroht war. Man weiß, daß diese Indas, wie alle herumziehenden Stämme des südlichen Australiens, wild und blutdürstig sind. Die Gefangenen, welche sie in ihren fortwährenden Kriegen mit den anderen Stämmen machen, werden getödtet und gegessen, da bei keinem Stamm der Cannibalismus noch so eingewurzelt ist wie bei diesen.

Warum wurden nun John und Harry Felton geschont?

Es ist bekannt, daß seit undenklichen Zeiten ein steter Krieg zwischen den Stämmen des Innern und der Küste wüthet. Sie greifen die Dörfer an, zerstören sie, führen die Gefangenen fort und feiern den Sieg durch eine große Menschenfresserei.

Diese Hinschlachtungen werden die unvermeidliche Vernichtung der australischen Rasse herbeiführen. Dazu kommt noch die unerhörte Grausamkeit der Weißen gegen die Schwarzen, von der die Worte eines australischen Colonisten am besten zeugen: „Alle Männer, die ich auf meinen Weideplätzen begegne, erschiesse ich, weil sie das Vieh tödten; alle Frauen, weil sie solche

Schwarze in die Welt setzen, alle Kinder, weil sie Männer werden.

Man kann daher den Haß der Schwarzen gegen ihre Henker begreifen und es ist selten, daß ein Weißer, der ihnen in die Hände fällt, geschont wird. Warum wurden nun die Schiffbrüchigen des „Franklin“ geschont?

Sehr wahrscheinlich würde dem Matrosen, der bald nach der Gefangenschaft gestorben war, dasselbe Schicksal zutheil geworden sein. Aber der Häuptling des Stammes, Namens Willy, der mit den Colonisten an den Küsten in Verbindung stand, erkannte sofort in ihnen zwei Officiere, von denen er einen doppelten Vortheil haben konnte. Im Kriege mit den feindlichen Stämmen würden sie ihm durch ihre Erfahrungen zum Siege verhelfen und in geschäftlicher Beziehung würde er für ihre Befreiung ein hohes Lösegeld beanspruchen und auch erhalten. Sie blieben also am Leben, mußten aber mit diesen Nomaden überall herumziehen, was ihnen um so peinlicher war, als sie Tag und Nacht scharf bewacht wurden. Sie konnten sich keinen Schritt von dem Lager entfernen, so daß ihre Fluchtversuche stets mißlangen.

Zeitweilig brachten sie in den häufigen feindlichen Zusammenstößen mit den anderen Stämmen durch ihre Rathschläge Willy stets zum Siege, wodurch dieser Stamm einer der mächtigsten wurde, welche die verschiedenen Länder von Ostaustralien durchziehen.

Die Völkerschaften des Nordwestens gehören sicher den Mischrassen der Australier und der Eingeborenen von Papuaasien an. Die Indas tragen, wie ihre Mitbrüder, langes, gekraustes Haar; ihre Gesichtsfarbe ist nicht so dunkel wie die der Eingeborenen der südlichen

Provinzen und ihre Größe hält sich zwischen 120 bis 130 Centimeter. Die Männer sind kräftiger gebaut als die Frauen. Die Stirn ist ein wenig zurücktretend, die Brauen sind buschig, die Augen leuchten feurig, das Haar ist braun, der Schädel groß.

Man nennt sie Schwarze, obwohl sie nicht jene schwarze Körperfarbe haben wie die Nubier; man könnte sie „Chocolatebraun“ nennen, wenn diese Bezeichnung, durch welche ihre eigenthümliche Farbe genau beschrieben wäre, erlaubt sein würde.

Der Geruchssinn der australischen Neger ist außerordentlich entwickelt, so daß sie es darin mit den besten Jagdhunden aufnehmen können. Sie erkennen sofort die Spuren eines menschlichen Wesens oder eines Thieres, indem sie sich bücken und die Gräser oder das Strauchwerk beriechen. Auch ihr Gehörsinn ist außerordentlich entwickelt, so daß sie, wie es scheint, sogar die Ameisen in ihrem Baue arbeiten hören. Ihre Geschicklichkeit im Klettern ist bewunderungswerth, denn es ist kein Gummibaum zu hoch, dessen Gipfel sie nicht erreichen würden, indem sie sich dabei eines Rotanges bedienen, welchen sie „Kâmin“ nennen.

Die Frau altert schnell und erreicht kaum das 40. Lebensjahr; die Männer werden in einem Theile von Queensland gewöhnlich 50 Jahre alt. Diese unglücklichen Weiber haben die härtesten Arbeiten der Hauswirthschaft zu verrichten. Sie sind die Sklaven eines äußerst grausamen Herrn und müssen Bündel, Werkzeuge, Waffen tragen, eßbare Pflanzen, Eidechsen, Würmer, Schlangen suchen, welche dem Stamme zur Nahrung dienen. Aber sie pflegen in hohem Grade ihre Kinder, um die sich der Vater gar nicht kümmert, denn ein Kind fällt nur der Mutter zu. Welch grausame

Sitte! Wenn gewisse Stämme, bei denen der Cannibalismus noch ganz in Blüthe ist, in Noth gerathen, so essen sie ihre kleinen Kinder!

- Diese Neger Australiens, die nicht würdig sind, als Menschen angesehen zu werden, concentriren ihr Leben nur in dem einzigen Worte: „Ammeri! . . . Ammeri!“ das fortwährend in ihrer Sprache vorkommt und Hunger bedeutet. Ihre häufigste Handbewegung besteht darin, daß sie sich an den Bauch schlagen, denn ihr Bauch ist nur allzu oft leer. In diesen wild- und culturlosen Ländern ist man bei Tag und Nacht, wenn sich eben gerade die Gelegenheit bietet. Wovon können sich denn diese Eingeborenen ernähren, diese unglücklichsten Menschen, die je die Natur auf die Oberfläche der Erde verpflanzt hat? Sie haben eine Art grobes Brot, das sie aus Getreide ohne Hefe nicht im Ofen, sondern unter der glühenden Asche backen; dann manchmal Honig, den sie in den Gipfeln der Bäume finden, wo die Bienen ihre Stöcke aufschlagen; Eier, welche eine Hühnerart in den Sand legt und von der Sonne ausbrüten läßt; jene Tauben, die ihre Nester an der äußersten Spitze der Nester hoher Bäume bauen; dann noch die Larven gewisser Insecten, die sie hinter der Rinde der Bäume oder aus der Mitte verfaulten Holzes graben. Das ist Alles.

Aus diesem steten Kampfe um das tägliche Brot erklärt sich auch ihr Cannibalismus mit all seinen Schrecken, der nicht ein Zeichen natürlicher Wildheit, sondern die Folge einer Nothwendigkeit ist, wozu die Natur den Australier treibt, denn er müßte sonst verhungern. Wird dieser Cannibalismus daher eines Tages schwinden?

Die Stämme am Unterlaufe des Murray und in den nördlichen Ländereien haben die Gewohnheit, ihre



eigenen Kinder zu fressen. Furchtbar! Wenn man nichts mehr zu essen hat, so verzehrt die Mutter ihr Kind, dem sie das Leben gegeben hat, und die Reisenden haben diese Unglücklichen von dieser Grausamkeit wie etwas ganz Natürliches sprechen hören!

Aber nicht der Hunger allein treibt die Australier zu dem Cannibalismus, sondern auch ein besonderer Geschmack für Menschenfleisch, das sie „Talgoro“ nennen. Dank ihren fortwährenden Kriegen, die nur zu diesem Zwecke unternommen werden, verschaffen sie sich „Talgoro“ und essen es nicht nur frisch, sondern heben es sich auch auf.

Dr. Carl Lumholz sagt bei der Beschreibung seiner Reise durch die nordöstlichen Provinzen, daß die Schwarzen seiner Escorte stets diese Ernährung im Auge hatten, denn „Menschenfleisch geht dem Australier über Alles“. Und doch verschmähen sie das Fleisch der Weißen, weil es einen unangenehmen, salzigen Nachgeschmack haben soll.

Die Australier haben noch einen Grund, sich gegenseitig aufzufressen, indem sie ungemein grausam sind. Was ihre Religion anbelangt, so geben sie die Gegenwart eines höheren und bösen Wesens zu, dessen Stimme Koing'gan' sie fürchten; es eilt die Länder entlang und wohnt in den Klüften der hohen Gebirge, obwohl diese Stimme nur der melancholische Gesang eines reizenden Vogels ist, eines der sonderbarsten der Ornithologie Australiens. Aber diese Wilden beten nie, wie wir aus den Reiseberichten hören, und nirgends kann bei ihnen die Spur eines Cultus gefunden werden.

Aber sie sind sehr abergläubisch, und da sie der Meinung sind, daß ihre Feinde sie durch Zauberei vernichten, so trachten sie dieselben zu tödten, wodurch

diese dem Cannibalismus ergebenen Gegenden allmählich entvölkert werden.

Wir müssen noch erwähnen, daß die Australier Achtung vor den Todten haben. Sie bringen dieselben nicht mit der Erde in Berührung, sondern umgeben den Leichnam mit Blüthen und Rinde, legen ihn dann in ein wenig tiefes Grab, mit den Füßen gegen Sonnenaufgang; doch machen sie das Grab nicht zu, wie dies auch bei anderen Stämmen Sitte ist. Das Grab eines Häuptlings wird mit einer Hütte bedeckt, deren Eingang gegen Osten ist. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die Wilden glauben, die Todten stehen als weiße Menschen auf; nach der Bemerkung des Carl L. von Humboldt haben diese Australier für den Geist und den Weißen dasselbe Wort.

So beschaffen sind die Stämme des australischen Continentes, die ebenso einmal verschwinden werden, wie die Bewohner von Tasmanien. So waren nun auch die Indas, in deren Hände Capitän John und Harry Felton gefallen waren.

Nach dem Tode des Matrosen mußten John und Harry Felton die Indas auf ihren fortwährenden Wanderungen durch die Gegenden des Nordwestens und des Centrum begleiten. Bald von anderen Stämmen angegriffen, bald sie angreifend, gelangten sie allmählich, dank den Rathschlägen ihrer Gefangenen, zu großer Macht. Sie legten mehrere hundert Meilen zurück, von dem Königsgolfe bis zu dem von Van-Diemensland zwischen dem Thale des Fitz-Roy und Victoria und bis in die Ebenen des Alexanderlandes. So kamen John und Harry Felton in ganz unbekannte Länder, die auf den neuesten Karten noch weiß sind, östlich von dem Tasman- und Arnheimlande, neben der „Großen Sandwüste“.

Wenn dieses Herumwandern ihnen sehr lästig wurde, so kümmerten sich die Wilden nicht darum, denn es ist ihre Gewohnheit so zu leben, ohne Rücksicht auf Zeit oder Entfernung, von dem sie kaum eine Vorstellung haben. Wie alt der Wilde ist, weiß er nicht; wie viel Uhr es ist, weiß er noch weniger. Es scheint, als stehen die Australier auf derselben Stufe der Wesen, wie gewisse Thiere seines Landes.

Solchen Gebräuchen mußten sich nun Capitän John und Harry Felton anbequemen. Die Strapazen dieser Wanderzüge mußten sie ertragen, sich mit der oft ungenügenden oder immer ekelerregenden Nahrung begnügen, gar nicht von den cannibalischen Scenen zu reden, deren Schrecken sie nicht verhindern konnten, wenn in den Schlachten hunderte Feinde gefallen waren.

John und Harry Felton trachteten nun die Wachsamkeit ihres Stammes einzuschläfern, um bei Gelegenheit entfliehen zu können. Aber sie wurden so scharf bewacht, daß sie in den neun Jahren nur selten Gelegenheit fanden zu entfliehen. Ein einzigesmal — und zwar gerade ein Jahr vor der Expedition der Mrs. Branican nach Australien — hätte die Flucht gelingen können. Dies kam auf folgende Weise zu Stande.

Die Indas lagerten damals an den Küsten des Amedäussees im Südosten des Alexanderlandes. Da es selten vorkam, daß sie so tief in das Centrum des Continentes vordrangen und die beiden Gefangenen wußten, daß die Overland-Telegraph-Line nur etwa 300 Meilen entfernt war, so beschloßen sie, die Gelegenheit zu benutzen und zu entfliehen. Sie hielten es für besser, wenn sie getrennt fliehen und sich einige

Meilen jenseits des Lagers treffen. Sie täuschten die Wachsamkeit der Eingeborenen und Harry Felton gelang es, den Ort zu erreichen, an welchem er seinen Leidensgefährten erwarten sollte. Unglücklicherweise wurde John zu Willy berufen, der ihn wegen einer Wunde um Rath fragte, welche er in dem letzten Kampfe erhalten hatte. John konnte daher nicht fliehen und Harry Felton wartete vergebens einige Tage . . . Da er nun glaubte, daß, wenn er eine Station oder eine Ortschaft erreiche, eine Expedition zur Befreiung des Capitäns unternommen werden könnte, so schlug er eine südöstliche Richtung ein. Aber er hatte so furchtbar zu leiden, daß er vier Monate nach seiner Flucht sterbend an den Ufern des Barru im Districte Ukarasa von Neu-Südwaes gefunden wurde.

Nach Sydney gebracht, lag er einige Wochen darnieder und starb, nachdem er Mrs. Branican Alles gesagt hatte, was den Capitän John betraf.

Für John brachen nun jetzt fürchterliche Tage an, und es bedurfte seiner ganzen moralischen und physischen Energie, um nicht über die Abwesenheit seines Gefährten in Verzweiflung zu gerathen. Mit wem sollte er jetzt von Allem sprechen, was ihm so theuer war: Von seiner Heimat, von San-Diego, von den Lieben, welche er dort zurückgelassen hatte, von seiner muthigen Frau, seinem Sohne Wat, der schon groß sein würde, von William Andrew, von allen seinen Freunden? . . . Schon seit neun Jahren war John bei den Indas gefangen und wie viel Jahre würden noch verfließen, bis er die Freiheit wieder erlangt hätte? Aber er verlor die Hoffnung nicht und hielt sich mit dem Gedanken aufrecht, daß Harry Felton die Küste erreichen und alles Menschen-



mögliche versuchen werde, um seinen Capitän zu retten . . .

In der ersten Zeit seiner Gefangenschaft lernte John die Sprache der Eingeborenen, die durch ihre logische Grammatik, die Fülle der Ausdrücke zu beweisen scheint, daß die Stämme Australiens einst eine gewisse Stufe der Cultur eingenommen haben müssen. Auch machte er Willy oft aufmerksam, daß er durch die Entlassung seiner Gefangenen nach Queensland oder dem südlichen Australien jedes Lösegeld erhalten würde. Aber der Häuptling, von Natur aus mißtrauisch, hörte nicht darauf und erklärte, daß, wenn das Lösegeld käme, er John und seinen Gefährten die Freiheit geben würde. Auf bloße Versprechungen konnte er sich in keinem Falle einlassen.

Die Flucht Harry Felton's brachte es mit sich, daß Willy den Capitän John noch schärfer bewachen ließ. Man verbot ihm, während der Nacht oder des Marches hin- und herzugehen und er mußte sich der Aufsicht eines Eingeborenen unterwerfen, der mit seinem Kopfe für ihn haftete.

Monate verstrichen, ohne daß John etwas von seinem Gefährten gehört hätte. War es nicht möglich, daß Harry Felton unterwegs zugrunde gegangen ist? Wenn der Flüchtige Queensland oder die Provinz Adelaide erreicht haben würde, hätte er da nicht schon längst einen Versuch zu seiner Befreiung gemacht?

Im Anfange des Jahres 1891 — d. h. in den ersten Sommermonaten — zog der Stamm gegen das Thal Fitz-Roy, wo Willy gewöhnlich die heiße Jahreszeit zubrachte, und seine Leute genügende Nahrungsmittel fanden.

Hier hielten sich die Indas auch in den ersten Tagen des April auf, und ihr Lager stand an der Mündung eines kleinen Nebenflusses, der aus den nördlichen Ebenen kam.

Sobald der Stamm in diese Gegend kam, wußte John, daß er in der Nähe der Küste war, die er zu erreichen gedachte. Wenn er dahin gelangte, so würde es ihm vielleicht möglich sein, jene Ortschaften im Süden zu erreichen, die der Oberst Warburton auf seinem Zuge berührte.

John war fest entschlossen, Alles zu wagen und sollte er auch dabei zugrunde gehen.

Unglücklicherweise vernichtete eine Abänderung des Reiseplanes der Indas alle seine Hoffnungen, denn Willy traf in der Mitte des April Anstalten, sein Winterlager an dem Oberlaufe des Flusses zu beziehen.

Was war da vorgefallen, und welches war die Ursache, daß dieser Stamm so ganz von seiner gewohnten Richtung abließ?

Dem Capitän John gelang es nur mit Mühe zu erfahren, daß der Stamm deshalb an den Oberlauf des Flusses ziehe, weil die schwarze Polizei soeben an dem Unterlaufe des Fitz-Roy gesehen worden war.

Wir dürfen nicht vergessen, daß auf Grund der Berichte Harry Felton's die schwarze Polizei den Befehl erhielt, den Capitän John in den Gebieten des Nordostens zu suchen.

Diese von den Eingeborenen so gefürchtete schwarze Polizei steht unter dem Befehle eines Hauptmannes, „Mani“ genannt, der unter sich einen Sergeant, etwa 30 Weiße und 80 Schwarze hat, die Alle wohlbewaffnet, auf guten Pferden dahinreiten. Diese „Ein-

geborenen-Polizei“, wie sie hieß, genügte für die Sicherheit der Bewohner in den entlegenen Gegenden, welche sie zu bestimmten Zeiten besucht. Während die Einen vom Standpunkte der Humanität aus das Vorgehen dieser Polizei gegen die Eingeborenen tadeln, loben sie die Anderen wieder wegen der öffentlichen Sicherheit. Ihr Dienst ist ungemein anstrengend; trotzdem eilen sie mit unglaublicher Schnelligkeit von einem Punkte zu dem anderen. Auch die Nomadenstämme fürchten diese Polizei, und dies ist der Grund, warum Willy beschloß, an den Oberlauf des Flusses zu ziehen.

Aber die Gefahr der Indas konnte die Rettung Johns sein. Wenn es ihm gelang, eine Abtheilung dieser Polizei zu erreichen, so war seine Befreiung ebenso sicher wie seine Heimkehr. Wird es nicht möglich sein, während des Abbruches des Lagers seine Wächter zu täuschen?

Willy mußte die Absichten Johns durchblickt haben, denn die Thüre seiner Hütte wurde zu der gewohnten Stunde nicht aufgesperrt und vor derselben stand ein Wächter. Als John nach dem Grunde dieser Maßregel fragte, erhielt er keine Antwort; auch seiner Bitte, ihn zu dem Häuptlinge zu führen, kam man nicht nach.

Was war denn vorgefallen? Beschleunigten denn die Indas ihre Vorbereitungen, um weiter zu ziehen? Das war wahrscheinlich, denn John hörte ein fortwährendes Kommen und Gehen in der Nähe seiner Hütte, wohin Willy ihm einige Nahrungsmittel geschickt hatte.

Ein ganzer Tag verfloß, dann noch einer. Nirgends zeigte sich eine Aenderung, denn der Gefangene wurde noch immer scharf bewacht. Endlich in der Nacht

vom 22. zum 23. April konnte John bemerken, daß das unruhige Hasten und Treiben draußen aufgehört hatte und er mußte sich demnach fragen, ob denn die Indas wirklich das Lager von Fitz-Roy verlassen hatten.

Am folgenden Tage wurde plötzlich die Thüre der Hütte aufgerissen.

Ein Mensch — ein Weißer — stand vor dem Capitän John.

Es war Len Burker.

---

#### XIV.

### Das Trugspiel Len Burker's.

Es waren ungefähr 32 Tage verflossen — seit der Nacht vom 22. zum 23. März —, daß Len Burker sich von Mrs. Branican und ihren Gefährten getrennt hatte, indem der Samu seinen Plänen Vorschub leistete. Er hatte Jane, die Schwarzen der Karawane und besonders die Kameele bei sich, welche das Lösegeld des Capitän John trugen.

Len Burker befand sich daher in einer viel günstigeren Lage, die Indas in dem Thale des Fitz-Roy aufzusuchen. Schon während seines Vagabundenlebens war er in Berührung mit den Eingeborenen gekommen, deren Sprache und Sitte er kannte. Das gestohlene Lösegeld sicherte ihm eine gute Aufnahme bei Willy zu, und wenn der Capitän einmal befreit ist, dann hat er ihn in seinen Händen und dann . . .



Nachdem sich Len Burker mit seinen Gefährten von der Karawane getrennt hatte, eilte er nach Nordwesten weiter und befand sich beim Aufgange der Sonne schon einige Meilen entfernt.

Jane wollte ihren Gatten anflehen, ihn inständig bitten, Dolly und die ihrigen nicht in der Wüste zu lassen, ihn erinnern, daß dies ein neues Verbrechen wäre zu dem, das er bei der Geburt Godfrey's begangen hat . . .

Jane that es — und erreichte nichts, es war Alles vergebens. Len Burker auf seinem Marsche aufzuhalten, stand in keiner Macht, und somit würde er sein Ziel bald erreicht haben. Dolly und Godfrey verhungert oder verdurstet, John Branican verschollen — nichts stand mehr im Wege, daß die Erbschaft Starter's auf Jane übergehe, d. h. in seine Hände. Wie wollte er diese Millionen verwenden!

Von diesem Elenden war nichts Anderes zu erwarten. Er gebot seiner Frau Schweigen, die seinen Drohungen nachgeben mußte, da sie wohl wußte, daß er sie schon längst verlassen hätte, wenn sie nicht ein passendes Werkzeug für die Erreichung seiner Pläne wäre. Wie hätte sie nur daran denken können, zu fliehen oder die Karawane Dolly's zu erreichen? Was wäre aus ihr geworden? Uebrigens ließen sie zwei Schwarze keinen Augenblick aus den Augen.

Da es Len Burker auf seinem Marsche weder an Thieren noch an Lebensmitteln fehlte, so konnte er große Tagesreisen zurücklegen, besonders weil auch die Schwarzen der Escorte an diese Strapazen viel mehr gewohnt waren als die Weißen.

In 17 Tagen erreichte Len Burker das linke Flußufer, gerade an dem Tage, wo Mrs. Branican

und ihre Gefährten in der Wüste erschöpft zusammenstürzten.

Hier begegnete Len Burker einigen Eingeborenen und erfuhr von ihnen den gegenwärtigen Aufenthalt der Judas. Da sich dieselben mehr in dem Thale nach Westen befanden, so beschloß er den Fluß aufwärts zu ziehen.

Der Weg war nicht beschwerlich, denn im Monate April ist in diesem nördlichen Theile von Australien das Klima nicht so heiß, so daß die Karawane an dem Flusse Fitz-Roy das Ende ihrer Leiden erreicht hätte. Einige Tage darauf wäre sie mit den Judas in Verbindung getreten, denn John und Dolly waren nur mehr 85 Meilen voneinander entfernt.

Als Len Burker bestimmt wußte, daß er nur noch zwei oder drei Tagemärsche vor sich habe, so machte er Halt. Jane mit sich zu nehmen, sie John gegenüberzustellen und Gefahr zu laufen, von ihr entlarvt zu werden, nein, so unvorsichtig war der Schurke nicht! Er befahl Halt zu machen, und trotz der inständigen Bitten wurde die unglückliche Frau unter der Bewachung zweier Schwarzer zurückgelassen.

Hierauf zog Len Burker mit seinen Gefährten weiter nach Westen, gefolgt von den Reit- und Lastkameelen mit dem Lösegelde.

Am 20. April traf Len Burker mit dem Stamme zusammen, und zwar gerade in der Zeit, wo die Eingeborenen durch die Nähe der schwarzen Polizei so beunruhigt waren. Schon hatte Willy Vorbereitungen gemacht, das Lager abubrechen und sich in die oberen Gegenden des Arnheimlandes zurückzuziehen, das zu Nordaustralien gehörte.

Auf Befehl Willy's war eben John in seine Hütte eingesperrt worden, um jeden Fluchtversuch zu vereiteln.

Auch sollte er nichts von den Unterhandlungen vernehmen, welche wahrscheinlich zwischen Len Burker und dem Häuptlinge der Indas gepflogen würden.

Diese Unterhandlungen boten keine Schwierigkeiten, denn Len Burker kannte Willy schon von früher her, und dann handelte es sich ja nur um den Loskauf Johns.

Der Häuptling zeigte sich ganz bereit, den Gefangenen gegen ein Lösegeld freizugeben, denn das Angebot von Stoffen, Perlen und besonders Tabak sagte ihm ganz zu. Aber er ließ doch durchkennnen, daß ihm die Trennung von einem so wichtigen Manne, der so viele Jahre in ihrer Mitte lebe, schwer falle u. s. w. Uebrigens wußte er, daß John ein Amerikaner war, und daher bald eine Expedition zu seiner Befreiung ausgesendet werde, was auch Len Burker bestätigte, indem er sich als den Führer derselben vorstellte. Als er erfuhr, daß Willy sich über die Nähe der schwarzen Polizei beunruhige, so benutzte er dies sofort, um die Unterhandlungen zu Ende zu führen. Es lag Len Burker selbst sehr viel daran, daß die Befreiung Johns ein Geheimniß bleibe, und er konnte auch aller Wahrscheinlichkeit nach darauf rechnen; das Verschwinden John Branican's könnte mit ihm nie in Zusammenhang gebracht werden, wenn die Schwarzen seiner Escorte schwiegen, was ihm schon gelingen würde.

So wurde denn das Lösegeld von Willy angenommen, und das Geschäft am 22. April abgeschlossen. Noch an demselben Abend brachen die Indas ihr Lager ab und zogen den Fitz-Roy stromaufwärts.

Len Burker war am Ziel seiner Wünsche! Das Folgende wird uns zeigen, welchen Nutzen er davon hatte.

Am 23. April morgens 8 Uhr wurde die Thüre der Hütte aufgerissen, John Branican stand Len Burker gegenüber.

Bierzehn Jahre waren seit dem Tage verflossen, an welchem der Capitän ihn zum letztenmale bei der Abfahrt des „Franklin“ die Hand reichte.

Er erkannte ihn nicht, aber Len Burker war über das Aussehen Johns ganz betroffen, denn er hatte sich gar nicht so sehr verändert. Er war gealtert — selbstverständlich —, denn er zählte damals 43 Jahre, aber weniger als man hätte nach einem so langen Aufenthalte bei den Eingeborenen annehmen können. Er hatte noch immer seine ausgeprägten Züge, seinen entschlossenen Blick, dessen Feuer nicht erloschen war, sein dichtes Haar, nur gebleicht. Da er kräftig und stark war, vielleicht noch stärker als Harry Felton, so hätte er bei einer Flucht die Strapazen durch die Wüste besser ertragen als sein Gefährte, der ihnen unterlag.

Als John Len Burker erblickte, wich er zuerst zurück, denn er befand sich seit der Gefangenschaft bei den Indas jetzt zum erstenmale einem Weißen gegenüber.

„Wer sind Sie?“ fragte er.

„Ein Amerikaner von San-Diego.“

„Von San-Diego?“

„Ich bin Len Burker . . .“

„Sie!“

Der Capitän stürzte auf ihn zu, nahm ihn bei den Händen, zog ihm an sich und küßte ihn . . . Was? . . . Dieser Mensch wäre Len Burker! . . . Nein! . . . Das war nicht möglich! . . . Das was nur ein Trugbild . . . John hatte nur schlecht gehört . . . Er träumte . . . Len Burker . . . Der Gatte Janes . . .



Jetzt dachte John nicht an die Antipathie, welche er stets gegen Len Burker hatte, gegen den Menschen, welchem er mit Recht nicht getraut hatte.

„Len Burker,“ wiederholte er . . .

„Ja, ich selbst, John!“

„Hier . . . in diesem Land! . . . Ach . . . Sie . . . Len . . . sind auch gefangen gewesen?“

Wie hätte sich John die Anwesenheit Len Burker's in dem Lager der Indas erklären können?

„Nein,“ erwiderte Len Burker schnell, „nein, John, ich bin nur gekommen, um Sie von dem Häuptlinge dieses Stammes loszukaufen . . . Sie zu befreien . . .“

„Mich befreien!“

Der Arme glaubte wahnsinnig zu werden . . .

Als er sich endlich fassen konnte . . . da wollte er aus der Hütte stürzen . . . Er wagte es nicht . . . Len Burker redete von Befreiung? . . . Aber war er denn frei? . . . Und Willy? . . . Und die Indas? . . .

„Sprechen Sie, Len, sprechen Sie! . . .“ sagte er, indem er die Arme über die Brust kreuzte, als wollte er verhindern, daß sie ihm zerspringe.

Getreu seinem Plane wollte Len Burker nur einen Theil der Ereignisse sagen und sich das ganze Verdienst dieser Expedition zuschreiben . . . Er begann eben mit der Erzählung, als John mit fast erstickender Stimme rief:

„Und Dolly? . . . Dolly?“

„Sie lebt, John.“

„Und Wat? . . . Mein Kind?“

„Lebt! . . . Beide leben . . . zu San-Diego.“

„Meine Frau . . . Mein Sohn! . . .“ sagte John und weinte.

„Jetzt sprechen Sie . . . Len . . . sprechen Sie!“ sagte er nach einigen Augenblicken. „Ich habe jetzt die Kraft . . . Ihnen zuzuhören.“

Len Burker trieb die Frechheit so weit, daß er ihm bei seiner Erzählung offen in das Gesicht sah.

„John!“ begann er, „als vor einigen Jahren kein Zweifel mehr über den Untergang des „Franklin“ obwaltete, da mußten meine Frau und ich San-Diego und Amerika verlassen, denn wichtige Geschäfte riefen mich nach Australien. Hier eröffnete ich nun in Sydney eine Kanzlei. Seit unserer Abreise blieben Jane und Dolly in brieflichem Verkehr miteinander, denn Sie wissen, wie lieb sich die beiden Frauen hatten, die weder Zeit noch Entfernung trennen konnte.“

„Ja! . . . Ich weiß,“ erwiderte John. „Dolly und Jane waren Freundinnen und die Trennung mußte Beiden schwer fallen!“

„Sehr schwer, John,“ fuhr Len Burker fort, „aber nach einigen Jahren kam der Tag, wo die Trennung ein Ende nahm. Vor ungefähr elf Monaten trafen wir Vorbereitungen, Australien zu verlassen und nach San-Diego zurückzukehren, als eine unerwartete Nachricht unsere Abreise aufhielt. Man hatte soeben erfahren, was aus dem „Franklin“ geworden war, wo er scheiterte und zu gleicher Zeit entstand das Gerücht, daß der einzige Ueberlebende des Schiffbruches als Gefangener bei einem australischen Stamme sich aufhalte und das waren Sie, John! . . .“

„Aber wie hat man dies erfahren können, Len? . . . Hat Harry Felton? . . .“

„Ja, diese Nachricht brachte Harry Felton . . . fast am Ziele, wurde ihr Gefährte ganz erschöpft an

den Ufern des Barru, im Süden von Queensland, gefunden und nach Sydney gebracht . . .“

„Harry . . . mein braver Harry . . .“ rief der Capitän John aus. „Ach, ich wußte, daß er mich nicht vergessen würde . . . Wie er in Sydney ankam, organisierte er gewiß gleich eine Expedition?“

„Er ist todt . . . gestorben an den Strapazen!“ . . .

„Todt!“ . . . wiederholte John. „Mein Gott! . . . Todt! . . . Harry Felton . . . Harry . . .“ Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Aber bevor er starb,“ fuhr Len Burker fort, „konnte Harry Felton noch Alles erzählen, was nach dem Schiffbruche des „Franklin“ vorgefallen war . . . Ich stand an seinem Bette . . . Ich hörte Alles . . . Alles aus seinem Munde . . . Dann schlossen sich seine Augen, John, indem er noch einmal Ihren Namen aussprach“ . . .

„Harry! . . . Mein armer Harry! . . .“ murmelte John bei dem Gedanken an die furchtbaren Leiden, denen dieser treue Freund, welchen er nie mehr sehen würde, zum Opfer gefallen war.

„John,“ sagte Len Burker weiter, „der Schiffbruch des „Franklin,“ über den man durch vierzehn Jahre ohne jede Nachricht war, brachte eine tiefe Bewegung hervor. Sie können sich daher vorstellen, welche Sensation es machte, als es auf einmal hieß, daß Sie leben . . . daß Harry Felton Sie einige Monate vorher in der Gefangenschaft eines nördlichen Stammes zurück gelassen habe . . . Ich telegraphirte sofort an Dolly, indem ich sie zugleich in Kenntniß setzte, daß ich mich auf den Weg mache, um Sie den Händen der Indas zu entreißen, was etwas ganz Leichtes wäre, da es sich nach den Berichten Harry Felton's, nur um das

Lösegeld handle . . . Dann organisirten wir eine Expedition, deren Führung ich übernahm, und so brachen denn ich und Jane von Sydney auf. Seitdem sind sieben Monate verflossen . . . während welchen wir den Fitz-Roy erreichten . . . Endlich kamen wir mit Gottes Hilfe in das Lager der Indas . . .“

„Tausend Dank, Len, tausend Dank“ . . . rief der Capitän John aus. „Was Sie da für mich thaten . . .“

„Hätten Sie unter gleichen Umständen auch für mich gethan,“ antwortete Len Burker.

„Gewiß! . . . Und wo ist Jane, diese muthige Frau, welche sich nicht gescheut hat, so vielen Gefahren zu trotzen?“

„Drei Tagereisen von hier entfernt, bei zweien meiner Leute,“ erwiderte Len Burker.

„Ich will sie sehen . . .“

„Ja, John, und ich habe sie nur deshalb nicht mit hierhergenommen, weil ich nicht wußte, welche Aufnahme ich bei den Indas finden werde . . .“

„Aber Sie sind doch nicht allein hier?“

„Nein, ich habe meine Escorte hier, die aus etwa zwölf Schwarzen besteht. Ich bin seit zwei Tagen in diesem Thale . . .“

„Seit zwei Tagen?“

„Ja, und ich habe sie wohl zu verwenden gewußt, denn dieser Willy hing sehr an Ihnen, lieber John . . . Er kannte Ihren Werth . . . Ich mußte lange mit ihm unterhandeln, bis er einwilligte, Sie gegen ein Lösegeld freizugeben.“

„So bin ich also frei?“

„So frei wie ich selbst.“

„Aber die Schwarzen?“



„Sind mit ihrem Häuptling weitergezogen und nur wir sind noch im Lager.“

„Fort?“

„Seht selbst.“

Der Capitän stürzte aus der Hütte.

In diesem Augenblicke waren an dem Ufer des Flusses nur die Schwarzen der Escorte; nirgends war ein Inda zu sehen.

Wir erkennen, was in dem Berichte Len Burker's Wahrheit und Lüge war. Von dem Wahnsinne der Mrs. Branican sagte er kein Wort; die große Erbschaft, die Dolly durch den Tod Edward Starter's zugefallen war, verschwieg er; die erfolglosen Fahrten des „Dolly-Hope“ durch die Gewässer der Philippinen und die Meerenge von Torres im Jahre 1879 und 1882 existirten nicht für ihn. Kein Wort von der Unterredung der Mrs. Branican mit Harry Felton! Nichts von dem furchtbaren Marsche dieser muthigen Frau durch die Große Wüste! Nur er allein hatte mit Lebensgefahr John, den lieben John gerettet!

Wie hätte auch John an der Wahrheit dieses Berichtes zweifeln können? Warum hätte er nicht dem heiß danken sollen, der ihn den Händen der Indas nach so langer Gefangenschaft entriß? Er, der ihn seiner Frau und seinem Kinde wiedergeben wird.

Seine übervollen Dankesworte hätten jeden weniger schlechten Menschen rühren müssen . . . Aber Len Burker hatte kein Gewissen und nichts konnte ihn hindern, seine verbrecherischen Pläne durchzuführen. Jetzt beeilte sich John Branican, ihm in das Lager zu folgen, wo Jane ihn erwartete. Warum hätte er zögern sollen? . . . Auf diesem Wege würde Len Burker Gelegenheit finden, ihn verschwinden zu lassen, ohne bei den Schwarzen seiner Escorte Verdacht zu erregen.

Da der Capitän sehr ungeduldig war, so beschloffen sie noch an demselben Tage aufzubrechen. Sein hehnlichster Wunsch war, Jane wiederzusehen, die aufopfernde Freundin seiner Frau, mit ihr von Dolly und ihrem Kinde, von M. William Andrew, von San-Diego zu sprechen.

Sie machten sich am 23. April Nachmittags auf den Weg.

Len Burker hatte Lebensmittel für mehrere Tage, während der Fitz-Roy das Wasser der kleinen Karawane liefern konnte. Die Kameele, welche Len Burker und John als Reitthiere dienten, brachten sie der Escorte immer um einige Meilen voraus, was gerade in die finsternen Pläne des Glenden paßte . . . John durfte nicht in das Lager kommen . . . und er würde auch nicht hinkommen. Um 8 Uhr Abends rasteten beide an dem linken Ufer des Flusses, um dort zu übernachten. Da aber Len Burker wegen der geringen Entfernung irgend welche unliebsame Begegnungen befürchtete, so fand er den Zeitpunkt noch nicht für passend.

Sie zogen am folgenden Morgen weiter.

Die folgende Tagereise zerfiel in zwei Märsche, welche durch eine zweistündige Rast getrennt waren. Da die Hitze groß war, schliefen die Schwarzen nach der Mahlzeit sofort ein. Einige Augenblicke später fiel auch der Capitän in tiefen Schlaf.

Vielleicht bot sich jetzt eine Gelegenheit für Len Burker dar. Er konnte John erschlagen, den Leichnam etwa zwanzig Schritte weiterschleppen und ihn in den Fluß werfen, so daß alle Umstände sich vereinen würden, jede Spur des Verbrechens zu verwischen. Am folgenden Tage hätte man vergebens John suchen können . . .

Um 2 Uhr Morgens erhob sich Len Burker geräuschlos, schlich sich mit einem Dolche zu seinem Opfer hin und wollte eben die Mordwaffe ihm in das Herz stoßen, als er erwachte.

„Ich dachte, Sie riefen mich,“ sagte Len Burker.

„Nein, lieber Len,“ erwiderte John. „In dem Augenblicke, als ich erwachte, träumte ich von meiner Dolly und unserm Kinde.“

Um 6 Uhr Früh zog die kleine Karawane den Fitz-Roy entlang weiter.

Als sie zu Mittag rasteten, schlug Len Burker dem Capitän vor, etwas voranzureiten, denn er war fest entschlossen, jetzt ans Ziel zu kommen, weil sie an demselben Abend das Lager erreichen mußten.

John war damit einverstanden, denn er wollte so bald als möglich bei Jane sein, um mit ihr von seinen Lieben sprechen zu können.

Eben wollten sie aufbrechen, als einer der Schwarzen in einer Entfernung von hundert Schritten einen Weißen signalisirte, der nicht ohne Vorsicht näher kam.

Ein Schrei entrang sich Len Burker . . .

Er hatte Godfrey erkannt.

---

## XV.

### Das letzte Lager.

Der Capitän John, ohne daß er wußte, was er that, stürzte auf den jungen Mann los.

Len Burker stand wie versteinert da.

Godfrey gegenüber . . . Godfrey, der Sohn Dollys und John! Aber war denn die Karawane der Mrs.

Branican nicht zugrunde gegangen? . . . Sie war also hier . . . einige Meilen entfernt . . . vielleicht nur einige hundert Schritte . . . oder war Godfrey der einzige Ueberlebende von Jenen, welche der Glende verlassen hatte?

Wie dem auch sei, diese unerwartete Begegnung konnte den ganzen Plan Len Burker's vernichten. Wenn dieser junge Matrose spräche, so würde er sagen, daß Mrs. Branican an der Spitze der Karawane sei . . . Er würde sagen, daß Dolly tausend Strapazen und Gefahren in den Wüsten bestanden hat, um ihrem Gatten Hilfe zu bringen . . . daß sie da sei . . . daß sie ihm folge . . .

Und so war es auch.

Am Morgen des 27. März hatte sich nach dem Berrathe Len Burker's die kleine Karawane gegen Nordwesten gewendet. Am 8. April sanken die Armen halbtodt vor Hunger und Durst in den heißen Sand.

Mit allen ihren Kräften versuchte Mrs. Branican, ihre Gefährten zu erimuthigen, flehte sie an, noch einmal aufzustehen, die letzte Anstrengung zu machen, um diesen Fluß zu erreichen, wo sie einige Hilfsmittel finden würden . . . Sie sprach wie zu Leichnamen . . . sogar Godfrey hatte das Bewußtsein verloren.

Aber die Seele der Expedition war Dolly, und Dolly that, was ihre Gefährten nicht mehr thun konnten. Sie hatten die Richtung gegen Nordwesten eingeschlagen, in diese Richtung hatten Tom Marix und Zach Fren ihre Arme ausgestreckt . . . Dolly eilte in dieser Richtung weiter.

Was hoffte diese muthige Frau in dieser endlosen Ebene, aller Hilfsmittel entblößt? . . . Ihr Ziel war der Fix-Koy! Dort wollte sie bei den Weißen oder



bei den Eingeborenen Hilfe suchen . . . Sie eilte weiter und legte in drei Tagen etwa 20 Meilen zurück . . . Aber ihre Kräfte verließen sie, sie stürzte zusammen und wäre gestorben, wenn ihr nicht — man möchte sagen — vom Himmel Hilfe gekommen wäre.

Um diese Zeit ritt die schwarze Polizei der Grenze der „Großen Wüste“ entlang, und der Hauptmann unternahm, indem er etwa dreißig Mann an dem Fitz-Koy zurückließ, mit sechzig Mann eine Streifung in diesen Theil der Provinz.

Diese fanden Dolly. Als sie wieder zum Bewußtsein kam, sagte sie gleich, wo ihre Gefährten wären, zu denen man sie sofort führte. Dem Mani und seinen Leuten gelang es, die Armen wieder zum Bewußtsein zu bringen, von denen kein Einziger nach 24 Stunden lebend angetroffen worden wäre.

Tom Marix, der ein Bekannter des Mani war, berichtete, was seit ihrer Abreise von Adelaïde vorgefallen war. Als er die Indas erwähnte, so erwiderte der Hauptmann, daß dieser Stamm an den Ufern des Fitz-Koy, ungefähr 60 Meilen entfernt, lagern.

Es war keine Zeit zu verlieren, wenn sie die Pläne Len Burker's vereiteln wollten, den der Mani wegen seiner Theilnahme an verschiedenen Plünderungen und Raubzügen schon von früher her zu verhaften hatte. Es unterlag keinem Zweifel, daß es Len Burker gelingen werde, den Capitän John zu befreien, der keine Ursache hatte, ihm zu mißtrauen.

Wird es möglich sein, ihre Spuren zu finden?

Mrs. Branican konnte auf den Mani und seine Leute rechnen, die mit ihren Gefährten die Lebensmittel theilten und ihnen ihre Pferde abtraten. Die Truppe brach noch denselben Abend auf, und Nach-

mittags am 21. April zeigten sich am Horizonte die Höhen des Thales.

Hier stieß der Mani auf zwei seiner Leute, die er an den Ufern des Fitz-Koy zurückgelassen hatte; diese theilten ihm mit, daß die Indas ungefähr 100 Meilen an dem Oberlaufe des Flusses lagern. Man mußte sie sofort erreichen, denn wenn auch Mrs. Branican jetzt nach dem Verrathe Len Burker's kein Lösegeld mehr hatte, so konnte John nur mit Gewalt den Indas entrisen werden. Aber als sie das Thal erreichten, wo sich das Lager der Indas befand, waren sie fortgezogen. Der Mani verfolgte sie, und so kam es, daß am 25. April sich Godfrey, der eine halbe Meile vorausgeeilt war, plötzlich dem Capitän John gegenüber befand.

Aber Len Burker gelang es, sich zu fassen; er sah Godfrey an, ohne ein Wort zu sagen, und wartete, was der junge Mann thun werde.

Godfrey sah ihn gar nicht, denn sein Auge hing nur an dem Capitän, den er nach der Photographie, welche ihm Mrs. Branican gegeben hatte, sofort erkannte. Kein Zweifel — dieser Mann war der Capitän John.

Auch John sah Godfrey mit ungewöhnlicher Bewegung an. Obwohl er nicht errathen konnte, wer dieser junge Mann war, so verschlang er ihn doch mit seinen Augen . . . er streckte ihm seine Arme entgegen . . . er rief ihn mit zitternder Stimme . . . Ja! Er rief ihn, als wäre es sein Sohn!

Godfrey stürzte in seine Arme, indem er rief:

„Capitän John!“

„Ja . . . ich . . . ich bin es!“ erwiderte John.

„Aber Du . . . mein Kind . . . wer bist Du? . . .“

Woher kommst Du? . . . Wie kennst Du meinen Namen?"

Godfrey konnte nicht antworten, denn plötzlich erblickte er Len Burker und erbleichte.

„Len Burker!“ rief Godfrey.

„Ja, mein Kind,“ erwiderte John, „es ist Len Burker . . . ihm verdanke ich meine Rettung!“

„Rettung!“ rief Godfrey. „Nein, Capitän John, nein, Len Burker rettete Sie nicht! . . . Er wollte Sie vernichten, er verließ uns in der Wüste, er stahl Mrs. Branican das Lösegeld . . .“

Bei diesem Namen that John einen Schrei und ergriff Godfrey bei der Hand:

„Dolly? . . . Dolly?“ . . . wiederholte er.

„Ja . . . Mrs. Branican, Capitän John, Ihre Frau, die ganz in der Nähe ist!“

„Dolly?“ rief John.

„Der Bursche ist verrückt!“ sagte Len Burker, indem er sich Godfrey näherte.

„Ja! . . . Verrückt!“ . . . sagte John leise. „Das arme Kind ist verrückt!“

„Len Burker,“ hub Godfrey wieder an, der vor Zorn zitterte, „Sie sind ein Verräther . . . Sie sind ein Mörder! . . . Wenn dieser Mörder da ist . . . so will er Sie, Capitän John, ebenso vernichten, wie er Mrs. Branican und ihre Gefährten vernichten wollte . . .“

„Dolly! . . . Dolly!“ . . . rief Capitän John. „Nein . . . Du bist nicht verrückt mein Kind! . . . Ich glaube Dir . . . Komm! . . . Komm!“

Len Burker und seine Leute warfen sich auf Godfrey und John; der junge Matrose zog seinen Revolver und schoß einem Schwarzen eine Kugel in die

Brust. Aber er und John wurden überwältigt und von den Schwarzen gegen den Fluß hingeschleppt.

Glücklicherweise wurde der Schuß gehört. Es wurden Rufe laut, und sofort stürmten der Mani und seine Polizeisoldaten, Tom Marix und seine Genossen einher. Mrs. Branican, Zach Fren, Jos Meritt, Gin-Ghi eilten herbei.

Len Burker und die Schwarzen konnten keinen Widerstand leisten und einen Augenblick darauf lagen sich John und Dolly in den Armen.

Die Partie war für Len Burker verloren. Wenn man ihn erwischen würde, so konnte er auf keine Gnade hoffen. Dies sah er ein, deshalb floh er. Der Mani und seine Leute, Zach Fren, Tom Marix, Jos Meritt eilten ihm nach.

Es ist unmöglich, die rührende Scene zu beschreiben, als Dolly und John sich nach so langer Trennung in den Armen lagen. Sie weinten und Godfrey theilte ihre Küsse, ihre Thränen, ihre Freude.

So viel Glück konnte Dolly nicht ertragen. Ihre Kräfte verließen sie und eine tiefe Ohnmacht umfing sie.

Godfrey kniete neben ihr und half Harriette, sie zum Bewußtsein zu bringen. John wußte es nicht, wohl aber die anderen, daß Dolly das erstemal vor Schmerz wahnsinnig geworden war . . . Konnte sie ihren Geist nicht ein zweitesmal vor Freude verlieren? . . .

„Dolly! . . . Dolly!“ rief John.

Godfrey küßte ihre Hände und rief:

„Mutter! . . . Mutter!“

Dolly schlug die Augen auf, ihre Hand drückte die Johns, dessen Freude keine Grenzen kannte; er schloß Godfrey in seine Hände.



„Komm . . . Wat! . . . Komm! . . . Mein Kind!“

Aber Dolly konnte ihn nicht in diesem Irrthum, nicht in dem Glauben lassen, daß Godfrey sein Kind wäre:

„Nein, John,“ sagte sie, „nein . . . Godfrey ist nicht unser Sohn! . . . Unser armer Wat ist gestorben . . . gestorben kurz nach Deiner Abfahrt.“

„Todt!“ rief John, der von Godfrey keinen Blick abwandte.

Dolly wollte ihm eben sagen, welches Unglück sie vor 15 Jahren betroffen habe, als plötzlich ein Schuß auf der Seite ertönte, wohin Len Burker geflohen war.

War dieser Glende gerichtet oder hatte er ein neues Verbrechen begangen?

Fast in demselben Augenblicke erschien eine Gruppe Leute an dem Ufer der Fitz-Roy. Zwei Polizisten trugen eine Frau, die aus einer Wunde in der Brust heftig blutete.

Es war Jane.

Was war da vorgegangen?

Trotz der schnellen Flucht Len Burker's ließen ihn seine Verfolger nicht aus den Augen und sie waren nur noch hundert Schritte von ihm entfernt, als er bei dem Anblicke Janes plötzlich stehen blieb.

An dem vorhergehenden Abend war es der Unglücklichen gelungen, ihren Wächtern zu entfliehen. Sie wanderte aufs Gerathewohl weiter; als sie die ersten Schüsse hörte, war sie nur mehr eine Viertelmeile von der Stelle entfernt, wo sich Godfrey und John gefunden hatten. Sie eilte vorwärts und befand sich plötzlich ihrem Gatten gegenüber.

Len Burker packte sie bei dem Arme und wollte sie vergebens fortziehen. Da er dachte, daß Jane bei einer Begegnung mit Dolly das Geheimniß von der

Geburt Godfrey's verrathen könnte, so stieß er ihr den Dolch in die Brust.

In diesem Augenblicke ertönte ein Schuß, der von folgenden, jetzt ganz treffenden Worten begleitet war:

„Gut! . . . D . . . Sehr gut!“

Jos Meritt hatte sich von der Seite Len Burfer genähert und ihm eine Kugel durch die Brust geschossen, so daß der Glende todt in den Fitz-Roy stürzte.

Tom Marix beugte sich über Jane, die nur mehr schwach athmete. Zwei Polizeisoldaten hoben die unglückliche Frau auf und trugen sie zu Mrs. Branican.

Als Dolly sie erblickte, stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus. Sie stürzte auf sie los, beugte sich über sie, lauschte dem langsamen Schlagen des Herzens. Aber die Wunde Janes war tödtlich, der Dolch hatte ihre Lunge durchbohrt.

„Jane! . . . Jane!“ rief Dolly schmerzlich aus.

Die Sterbende schlug die Augen auf, und als sie Dolly erblickte, lächelte sie.

„Dolly! . . . Liebe Dolly!“ jagte sie leise.

Plötzlich belebte sich ihr Blick; sie sah den Capitän John.

„John . . . Sie . . . John!“ sagte sie, aber so leise, daß man es kaum hörte.

„Ja . . . Jane,“ erwiderte John . . . „Ich bin es . . . ich . . . den Dolly gerettet hat . . .“

„John . . . John . . . ist da“, murmelte sie.

„Ja . . . bei uns, liebe Jane,“ sagte Dolly. „Er wird uns nicht mehr verlassen . . . Wir werden ihn mit Dir zu uns nehmen . . . mit Dir . . . mit Dir . . .“

Jane hörte nicht mehr. Ihr Auge schien Jemanden zu suchen . . . und sie sagte:

„Godfrey! . . . Godfrey!“

Die Todesangst begann schon ihre Gesichtszüge zu verzerren.

Mrs. Branican gab Godfrey ein Zeichen, der an sie herantrat.

„Er! . . . Er! . . . Endlich!“ rief Jane mit der letzten Kraft.

Dann ergriff sie die Hand Dollys.

„Komm näher . . . komm näher, Dolly,“ sagte sie. „John . . . auch Du . . . höret, was ich Euch sage!“

Beide beugten sich über die Sterbende, um kein Wort zu überhören.

„John, Dolly,“ sagte sie, „Godfrey . . . Godfrey, der da steht . . . Godfrey ist Euer Kind . . .“

„Unser Kind?“ fragte Dolly leise.

Dabei wurde sie so bleich wie die Sterbende.

„Wir haben keinen Sohn mehr,“ sagte John, „er ist gestorben.“

„Ja,“ erwiderte Jane, „der kleine Wat . . . ist . . . in dem Golfe von . . . San-Diego . . . Aber Ihr habt ein zweites Kind gehabt . . . und dieses Kind . . . ist Godfrey.“

In abgebrochenen Sätzen konnte Jane noch Alles erzählen, was seit der Abfahrt Johns in dem Prospect-House vorgefallen war. Die geisteskranke Dolly wurde, ohne daß sie es wußte, zum zweitenmale Mutter, das Kind wurde auf Befehl Ben Burker's einige Stunden nach der Geburt ausgelegt, glücklicherweise gefunden, unter dem Namen Godfrey im Wat-House erzogen . . .“

„Wenn ich schuldig bin,“ fuhr die Sterbende fort, „weil ich nicht den Muth hatte, Dir es zu gestehen, liebe Dolly, so verzeihe mir . . . verzeihe auch Du mir, John.“

„Verzeihung, Jähne . . . Dir, die uns unser Kind wiedergegeben hat . . .“

„Ja . . . Euer Kind,“ rief Jane. „Vor Gott . . . John, Dolly, ich schwöre es . . . Godfrey ist Euer Kind!“

Als die Sterbende sah, daß Beide Godfrey in ihre Arme schlossen, da lächelte sie glücklich und schloß dann für immer ihre Augen.

---

## XVI.

### Schl u ß.

Wir brauchen uns nicht mehr bei den folgenden Ereignissen aufzuhalten, wie auch nicht bei dem Rückwege, welche die Glücklichen jetzt unter ganz anderen Umständen gegen die Provinz Adelaïde einschlugen.

Zuerst wurde folgende Frage aufgeworfen: Sollten sie den Fluß Fitz-Roy hinab zur Küste ziehen, oder sich gegen den Hafen Prinz Friedrich im Yorksund wenden. Aber da sehr viel Zeit verfließen würde, bevor ein Schiff an diese Küste geschickt werden könnte, so war es besser, denselben Weg zurückzulegen. Unter dem Schutze der schwarzen Polizei, durch die Fürsorge des Hauptmannes reichlich mit Lebensmitteln versorgt und mit allen Kameelen, welche Len Burker gestohlen hatte, brauchten sie nichts zu fürchten.

Bevor sie aufbrachen, wurde Jane Burker am Fuße einer Gummibaumgruppe begraben. Dolly verrichtete ein inbrünstiges Gebet für die unglückliche Frau.



Die Karawane verließ den Fitz-Roy am 25. April unter der Leitung des Mani, der sich angeboten hatte, sie bis zur nächsten Station der Telegraphenlinie zu begleiten.

Alle waren überaus glücklich und wußten nichts mehr von den erlittenen Qualen. Zach Fren sagte in seiner Freude wiederholt zu Tom Marix:

„Nun Tom, wir haben den Capitän doch gefunden.“

„Ja, Zach, aber bald wäre es anders gekommen. Die Vorsehung hat es so gewollt.“

Aber Einer war doch nicht zufrieden, nämlich Jos Meritt.

Mrs. Branican hatte ihren Gatten gefunden, aber der berühmte Sammler fand nicht den Hut, um dessen Auffindung er so viele Qualen erduldet hatte. Welches Unglück, bis zu den Indas vorzudringen und nicht mit Willy sprechen zu können, der vielleicht den schönsten historischen Hut trug. Er tröstete sich ein wenig, als ihm der Mani sagte, daß die Stämme des Nordwestens noch keine europäische Kopfbedeckung hätten, was aber gerade das Entgegengesetzte von Jos Meritt's Ansicht war. Wenn sich auch sein Wunsch bei den Eingeborenen des nördlichen Australien nicht erfüllt hatte, so konnte er sich wenigstens zu dem Meisterschusse gratuliren, durch welchen er die Familie Branican von dem elenden Burker befreit hatte.

Der Rückweg der Karawane ging so schnell wie möglich von Statten. Sie hatten nicht viel Durst zu leiden, denn die Brunnen wurden von den Herbstregnen wieder gefüllt und die Temperatur war erträglich. Uebrigens schlug man nach dem Rathe des Mani den directen Weg in die Gegenden ein, welche von der

Telegraphenlinie durchschnitten wurden, so daß sie immer auf wohlversorgte Stationen stießen und mit der Hauptstadt in Verbindung waren.

Dank dem Telegraphen erfuhr bald die ganze Welt, daß die kühne Reise der Mrs. Branican von Erfolg war.

Auf der Höhe des Woodsees erreichten John, Dolly und ihre Gefährten eine der Stationen der Overland-Telegraph-Line und hier mußten der Mani und sein Gefolge sich verabschieden. M. und Mrs. Branican dankten ihnen in heißen Worten und versprachen, sofort nach ihrer Ankunft in Adelaide sie für ihre großen Dienste zu belohnen.

Sie hatten nur mehr die Districte des Alexanderlandes zu durchziehen, um nach Alice-Spring zu kommen, was sie am 19. Juni Abends, nach einem Marsche von sieben Wochen erreichten.

Hier fand Tom Marix Alles vor, was er in der Obhut des Stationschefs M. Flint zurückgelassen hatte: Ochsen, Wagen, Karren, Buggys und Pferde. Am 3. Juli gelangten sie nach Farina-Town, der ersten Eisenbahnstation und waren den nächsten Tag in Adelaide.

Welcher Empfang wurde da dem Capitän John und seiner muthigen Frau zutheil!

Die ganze Stadt erwartete sie auf dem Bahnhofe und begleitete sie unter steten Zurufen bis in das Hotel in der King William-Street. So oft John, seine Frau und ihr Sohn sich am Fenster zeigten, brach die versammelte Menge in solche Hurrarufe aus, daß sie, wie Gin-Ghin sagte, bis an das äußerste Ende des himmlischen Reiches gehört wurden.

Der Aufenthalt in Adelaide dauerte nicht lange, denn John und Dolly Branican sehnten sich schon

nach San-Diego, ihren Freunden und ihrem Prospect-House, wo sie das lang verlorene Glück wiederfinden würden. Sie nahmen von Tom Marix und seinen Leuten Abschied, nachdem sie dieselben reichlich belohnt hatten. Nie würden sie ihre Dienste vergessen.

Aber sie würden auch nie den Sonderling Jos Meritt vergessen, der sich ebenfalls entschloß, mit seinem Diener Australien zu verlassen. Aber da er seinen Hut dort nicht finden konnte, wo befand er sich dann?

In einer königlichen Wohnung, wo er mit der ihm gebührenden Achtung aufbewahrt wurde. Ja! Jos Meritt war in allen fünf Welttheilen umhergeirrt, um diesen Hut zu finden — der, wie man ein halbes Jahr später erfuhr, in dem Schlosse Windsor war. Dies war der Hut, den Ihre Majestät anlässlich des Besuches Ludwig Philipps im Jahre 1841 trug, und es konnte sich nur ein Verrückter einbilden, daß dieses Meisterwerk einer Pariser Modistin sein Dasein auf dem Schädel eines Wilden in Australien beschließen werde.

Die Folge davon war, daß die Wanderungen Jos Meritt's aufhörten — zur großen Freude Gin-Ghi's, zum Aerger des Sammlers, der ärgerlich nach Liverpool zurückkehrte, weil es ihm nicht gelang, sein Museum mit diesem einzig dastehenden Hute in der Welt zu bereichern.

John, Dolly und Godfrey schifften sich in Adelaide auf den „Abraham Lincoln“ ein, begleitet von Zach Fren und Harriette, und kamen nach drei Wochen in San-Diego an.

Hier wurde John von M. William Andrew, dem Capitän Ellis und tausenden Menschen jubelnd empfangen, die Alle stolz waren, daß einer der berühmtesten Männer der Stadt wieder zurückkehrte.

---

# Inhalt.

## Erster Theil.

	Seite
I. Der „Franklin“ . . . . .	1
II. Familienangelegenheiten . . . . .	15
III. Prospect-House . . . . .	26
IV. An Bord des „Boundary“ . . . . .	38
V. Drei Monate verfließen . . . . .	51
VI. Das Ende eines traurigen Jahres . . . . .	64
VII. Verschiedene Möglichkeiten . . . . .	76
VIII. Eine schwierige Lage . . . . .	88
IX. Enthüllungen . . . . .	102
X. Vorbereitungen . . . . .	113
XI. Die erste Landung auf Malaha . . . . .	122
XII. Noch ein Jahr . . . . .	136
XIII. Die Fahrt in das Meer von Timor . . . . .	150
XIV. Die Insel Browse . . . . .	160
XV. Ein Lebender . . . . .	175
XVI. Harry Felton . . . . .	186
XVII. Ja und Nein . . . . .	193

## Zweiter Theil.

I. Auf dem Schiffe . . . . .	1
II. Godfreh . . . . .	10
III. Ein historischer Hut . . . . .	22
IV. Der Eisenbahnzug von Adelaide . . . . .	33
V. Durch die Provinz von Südastralien . . . . .	41



	Seite
VI. Eine unerwartete Begegnung . . . . .	50
VII. Der Zug nach Norden . . . . .	64
VIII. Jenseits von Alice-Spring . . . . .	79
IX. Das Tagebuch der Mistreß Branican . . . . .	94
X. Noch einige Auszüge . . . . .	110
XI. Spuren und Vorfälle . . . . .	126
XII. Die letzten Anstrengungen . . . . .	143
XIII. Bei den Indas . . . . .	154
XIV. Das Trugspiel Len Burker's . . . . .	167
XV. Das letzte Lager . . . . .	178
XVI. Schluß . . . . .	187

---

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

# P. K. Rosegger

## Ausgewählte Schriften.

### Octav-Ausgaben

in Bänden von je 20–25 Druckbogen.  
Jeder Band ist einzeln käuflich.

#### Inhalt von Band 1 bis 20:

Das Buch der Novellen, 1. 2. 3. Bd.	Sonntagsruhe.
Die Schriften des Waldschulmeisters.	Dorfsünden.
Sonderlinge.	Meine Ferien.
Die Welpier.	Der Gottsucher.
Volksleben in Steiermark.	Neue Waldgeschichten.
Heidpeter's Gabriel.	Das Geschichtenbuch des Wanderers, 1. 2. Band.
Waldheimat, 1. 2. Band.	Bergpredigten.
Feierabende.	
Am Wanderstabe.	
Gehftet à Band . . .	1 fl. 25 kr. = 2 M. 50 Pf.
Gebunden à Band . . .	1 fl. 85 kr. = 3 M. 70 Pf.

#### Inhalt von Band 21 bis 27:

Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen.	
Allerhand Leute.	
Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.	
Martin der Mann. Eine Erzählung.	
Der Schelm aus den Alpen. Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. 2 Bände.	
Buch vom Dachstein. Geschichten und Schildereien aus Steiermark.	
Gehftet à Band . . .	2 fl. = 4 M.
Gebunden à Band . . .	2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

### Miniatur-Ausgaben.

Waldheimat, I. Band, Kindesjahre. 3. Auflage.
Waldheimat, II. Band, Lebjahre. 3. Auflage.
Die Schriften des Waldschulmeisters. 6. Auflage.
Das Buch der Novellen, Erste Reihe. 5. Auflage.
Das Buch der Novellen, Zweite Reihe. 5. Auflage.
Heidpeter's Gabriel. 4. Auflage.
Die Welpier in ihren Wald- und Dorftypen geschildert. 4. Auflage.
Der Gottsucher. Ein Roman. 4. Auflage.
Sonntagsruhe. 4. Auflage.
Dorfsünden. 4. Auflage.
Das Volksleben in Steiermark. 6. Auflage.
Höhenfeuer. 3. Auflage.
Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 4. Auflage.
Allerhand Leute. 4. Auflage.
Geschichtenbuch des Wanderers. 3. Auflage.
Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 4. Auflage.

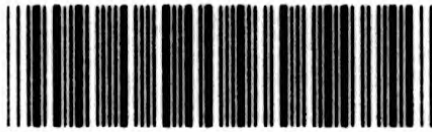
#### Preis des Bandes

in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt 3 fl. 30 kr. = 6 Mark.  
Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen  
und einzeln käuflich.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

89101358646



b89101358646a

## ne's Schriften.

ausgaben. Quartformat.

ektiv-Titel:

„**Unbekannte Welten.**“

- I. II. Band. (Vereinigt.) **Von der Erde zum Mond.** — Reise um den Mond. Mit 89 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- III. Band. **Reise nach dem Mittelpunkt der Erde.** Mit 56 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- IV. V. Band. (Vereinigt.) **Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer.** Mit 114 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- VI. Band. **Reise um die Erde in 80 Tagen.** Mit 55 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- VII. VIII. Band. (Vereinigt.) **Reisen und Abenteuer des Kapitän Satteras.** Mit 257 Illustr. Geh. fl. 5.— = 9 Mark. Prachteinb. fl. 6.50 = 12 Mark.
- IX. Band. **Fünf Wochen im Ballon.** Mit 78 Illustr. Geh. fl. 3.— = 5 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.50 = 8 M. 50 Pf.
- X. Band. **Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika.** Mit 52 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XI. XII. XIII. Band. (Vereinigt.) **Die Kinder des Kapitän Grant.** Mit 174 Illustr. Geh. fl. 6.50 = 12 Mark. Prachteinb. fl. 8.— = 15 Mark.
- XIV. XV. XVI. Band. (Vereinigt.) **Die geheimnisvolle Insel.** Mit 152 Illustr. Geh. fl. 6.50 = 12 Mark. Prachteinb. fl. 8.— = 15 Mark.
- XVII. XVIII. Band. (Vereinigt.) **Das Land der Felle.** Mit 102 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- XIX. Band. **Eine schwimmende Stadt.** — Die Blokade-Brecher. Mit 43 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XX. Band. **Eine Idee des Dr. Oz.** — Meister Zacharius. — Ein Drama in den Lüften. — Eine Ueberwinterung im Eise. — Eine Mont Blanc-Besteigung. Mit 63 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinband fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XXI. Band. **Der Chauceffor.** Mit 56 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XXII. XXIII. Band. (Vereinigt.) **Der Courier des Czaar (Michael Strogoff).** — Ein Drama in Mexiko. Mit 90 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- XXIV. Band. **Schwarz-Indien.** Mit 43 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XXV. XXVI. Band. (Vereinigt.) **Reise durch die Sonnenwelt.** Mit 97 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- XXVII. XXVIII. Band. (Vereinigt.) **Ein Kapitän von fünfzehn Jahren.** Mit 90 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.

Jedes Werk ist für sich abgeschlossen und einzeln zu haben.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

# Julius Verne's Schriften.

Illustrierte Prachtausgaben. Quartformat.

Collectiv-Titel:

„Bekannte und unbekannte Welten.“



- XXIX. XXX. Band. (Vereinigt.) **Die Entdeckung der Erde.** Mit 112 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- XXXI. Band. **Die 500 Millionen der Begum.** Mit 48 Illustrat. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XXXII. Band. **Die Leiden eines Chinesen in China.** Mit 52 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XXXIII. XXXIV. Band. (Vereinigt.) **Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts.** Mit 103 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinband fl. 6.— = 11 Mark.
- XXXV. XXXVI. Band. (Vereinigt.) **Das Dampfhaus.** Mit 99 Illustrat. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- XXXVII. XXXVIII. Band. (Vereinigt.) **Der Triumph des 19. Jahrhunderts.** Mit 93 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- XXXIX. XL. Band. (Vereinigt.) **Die Jangada. 800 Meilen auf dem Amazonenstrom.** Mit 97 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- XLI. Band. **Die Schule der Robinsons.** Mit 51 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XLII. Band. **Der Grüne Straß.** Mit 45 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XLIII. XLIV. Band. (Vereinigt.) **Geraban der Starrkopf.** Mit 102 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- XLV. Band. **Der Südftern.** Mit 62 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XLVI. Band. **Der Archipel in Flammen.** Mit 51 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- XLVII. XLVIII. IL. Band. (Vereinigt.) **Matthias Sandorf.** Mit 111 Illustr. Geh. fl. 6.50 = 12 Mark. Prachteinb. fl. 8.— = 15 Mark.
- L. Band. **Kobur der Sieger.** Mit 45 Illustr. Geh. 2.50 = 4 Mark 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- LI. Band. **Ein Lotterie-Los.** Mit 39 Illustr. Geh. fl. 2.50 = 4 M. 50 Pf. Prachteinb. fl. 4.— = 7 M. 50 Pf.
- LII. LIII. Band. (Vereinigt.) **Nord gegen Süd.** Mit 85 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.
- LIV. LV. Band. (Vereinigt.) **Zwei Jahre Ferien.** Mit 91 Illustr. Geh. fl. 4.50 = 8 Mark. Prachteinb. fl. 6.— = 11 Mark.

Jedes Werk ist für sich abgeschlossen und einzeln zu haben.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.



89101358646



B89101358646A

CONFIDENTIAL



CONFIDENTIAL